Der Weihnachtsabend.

Eine Erzählung
zum
Weihnachtsgeſchenke
für
Kinder,

Von
dem Verfaſſer der Oſtereyer.

Landshut, 1825.
in der Krüll'ſchen Buchhandlung.

PR 1102

Erſtes Kapitel.

Das Weihnachtslied.

An dem heiligen Abende vor dem Weihnachtsfeſte wanderte der arme Anton, ein holder Knabe von acht Jahren, noch durch die ſchneebedeckte Gegend hin. Der arme Kleine hatte ſeine blonden Locken, die von der Kälte angehuftet waren, noch mit dem leichten ſchwarzen Strohhute vom letzten Sommer her bedeckt, und ſeine beyden Wangen glühten hochroth von Froſt. Er war nach Soldatenart gekleidet und hatte eine niedliche ſcharlachrothe Hu-

sarenjacke an. In der Rechten führte er einen dicken Stecken von Schlehdorn, und auf dem Rücken trug er ein kleines Reisebündelein, in dem sich all sein Hab' und Gut befand. Er war aber fröhlich und guter Dinge, und hatte an der schönen weißen Winterlandschaft umher und an den bereiften Hecken und Gesträuchen am Wege seine herzliche Freude. Indeß ging die Sonne gluthroth unter. Die angehauchten Halme und Zweige umher flimmerten wie mit röthlichen Fünklein bestreut und die Gipfel des nahen Tannenwaldes strahlten im Abendgolde.

Anton dachte das nächste Dorf, das jenseits des Waldes lag, noch leicht zu erreichen, und ging muthig in den dicken, finstern Wald hinein. Er hoffte in dem Dorfe gute Weihnachtsfeyertage zu bekommen; denn er hatte gehört, die Bauern dort seyen sehr vermögliche

und gutherzige Leute. Allein er war noch keine Viertelſtunde gegangen, ſo kam er vom rechten Wege ab, und verirrte ſich in die wildeſte Gegend des rauhen, bergichten Waldes. Er mußte faſt beſtändig durch tiefen Schnee waten, und einige Male verſank er beynah in Gruben und Schluchten, die unter dem Schnee verſteckt waren. Die Nacht brach ein und es erhob ſich ein kalter Wind. Wolken überzogen den Himmel, und verdunkelten jedes Sternlein, das durch die ſchwarzen Tannenäſte funkelte. Es ward ſehr finſter und fing aufs neue an heftig zu ſchneyen.

Der arme Knabe fand keine Spur mehr von einem Wege, und wußte nicht mehr wo an und wo aus. Müde von langem Umherirren vermochte er nicht mehr weiter zu gehen. Er blieb ſtehen, zitterte vor Froſt, und fing an

schmerzlich zu weinen. Er legte sein Wanderbündelein in den Schnee, kniete darneben nieder, nahm seinen Hut ab, erhob seine starren Hände zum Himmel, und bethete unter heißen Thränen: „Ach Du lieber Vater im Himmel! Ach laß mich doch nicht in diesem wilden Walde, in Nacht und Frost umkommen. Sieh, ich bin ja ein armes Waislein, und habe keinen Vater und keine Mutter mehr! Ich habe niemand mehr als Dich. Aber Du bist ja der Vater aller armen Waisen. O laß mich nicht erfrieren; erbarme dich deines armen Kindes. Es ist ja heute die Nacht, in der dein lieber Sohn zur Welt geboren wurde. Um Seiner Willen erhöre mich! Ach, laß nicht in eben der Nacht, da sich alle Welt über die Geburt des göttlichen Kindes freut, mich armen Knaben hier einsam im Walde sterben.“ Er legte

sein müdes Haupt auf sein kleines Bündelein, und schluchzte und weinte bitterlich!

Aber horch — da erklang es mit einem Male, seitwärts von der Höhe herab, lieblich wie Harfentöne, und ein wunderschöner Gesang erhob sich und hallte von den Felsen wieder. Dem Knaben war es nicht anders, als hörte er die heiligen Engel Gottes singen. Er stand auf, horchte und faltete die Hände. Der Wind hatte sich gelegt, und kein Lüftchen regte sich. Unaussprechlich lieblich erklang der Gesang in der tiefen nächtlichen Stille des Waldes. Jetzt vernahm er deutlich die Worte:

O sey getrost in jeder Noth,
Denn sieh, den liebsten Sohn hat Gott
Zum Heiland dir gegeben!
Auf Ihn vertrau' und fasse Muth,
Was schlimm ist, macht Er wieder gut;
Er liebt dich wie sein Leben.

Jetzt war es wieder stille; nur klangen noch wie ein leiser Wiederhall einige sanfte Harfentöne nach. Dem guten Anton wurde es wunderbar um das Herz. „Ach, sagte er, so muß es den Hirten zu Bethlehem gewesen seyn, als sie in jener heiligen Nacht den himmlischen Gesang vernahmen. Ich will wieder frischen Muth fassen und fröhlich seyn. Sicher wohnen gute Menschen in der Nähe, die sich meiner annehmen; denn ich hoffe, daß sie nicht nur so schön singen, wie Engel, sondern auch so gut und freundlich gesinnt seyen, wie die Engel!“ Er nahm sein Bündelein, und ging die Anhöhe hinauf — der Gegend zu, woher er den lieblichen Gesang vernommen hatte. Kaum war er einige Schritte durch das Gebüsch gegangen, so glänzte ihm ein heller Lichtstrahl entgegen, der sogleich wieder verschwand, über eine

Weile aber wieder erschien, dann wieder auf einige Augenblicke verschwand, dann wieder heller glänzte, und so wechselweise. Anton ging freudig vorwärts, und kam an ein Haus, das einsam im Walde stand. Er klopfte zwey, drey Mal an der Hausthüre; er hörte wohl mehrere fröhliche Stimmen in dem Hause, aber niemand antwortete ihm. Er versuchte nun die Thüre zu öffnen; sie war nur mit der Thürschnalle geschlossen. Er ging hinein, tappte lange in dem dunkeln Hausgange umher, und suchte die Stubenthüre. Endlich fand er sie, machte sie auf — und blieb höchst erstaunt stehen. Ein heller Glanz von mehrern Lichtern strahlte ihm entgegen. Es war ihm nicht anders, als blickte er in das Paradies, in den offnen Himmel.

In der Ecke der Stube, zwischen den zwey Fenstern, war eine überaus

ſchöne Frühlingslandſchaft ganz nach der Natur im Kleinen abgebildet — eine gebirgige Gegend mit hohen bemoosten Felſen, grünenden Tannenwäldern, ländlichen Hütten, weidenden Schafen, nebſt ihren Hirten, und einer kleinen Stadt oben auf dem Berge. In Mitte der Landſchaft war aber eine Felſenhöhle — da ſah man das Kind Jeſu — die heilige Mutter — den ehrwürdigen Joſeph — die anbethenden Hirten, und oben ſchwebten die jubelnden Engel. Die ganze Landſchaft flimmerte von einem wunderſamen Glanze; ſie war wie mit unzähligen winzig kleinen Sternlein beſät, ſo wie etwa Laub und Moos an Bäumen und Felſen ſchimmern, wenn ſie an einem Frühlingsmorgen von reichlichem Thaue tröpfeln.

Die Einwohner des Hauſes waren um die ſchöne Vorſtellung des Kindes Jeſu in der Krippe verſammelt. An

einer Seite saß der Vater und hatte eine Harfe zwischen den Knieen stehen; an der andern Seite saß die Mutter mit dem kleinsten Kinde auf dem Schooße. Zwey liebliche Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, standen zwischen den beyden Aeltern, blickten andächtig zur Krippe des Heilandes hinauf und erhoben die Hände gleich den frommen Hirten, die vor der Krippe knieten. Jetzt griff der Vater wieder in die Harfe und die Mutter sang mit ihrer lieblichen Engelsstimme noch einmal das Lied, von dem Anton jene Worte gehört hatte. Die zwey Kinder sangen mit ihren zarten, hellen Stimmchen freudig mit, und der Vater begleitete den Gesang mit seiner angenehmen Baßstimme und dem lieblichen Harfenspiel. Sie sangen:

Vor Dir, Du holdes Himmelskind,
Dem Gottes Engel dienstbar sind,
Fall' ich anbethend nieder —

Und freue mit Maria mich,
Und preiſe mit den Engeln Dich,
Und ſinge Jubellieder!

—

In Dir erſcheint uns Gottes Heil,
Dich lieben — iſt der beſte Theil,
Du Liebe ohne Gleichen!
Zwar ſpricht noch deine Lippe nicht,
Doch ſagt dein mildes Angeſicht
Dem Armen wie dem Reichen:

—

„O ſey getroſt in jeder Noth,
Denn ſieh, den liebſten Sohn hat Gott
Zum Heiland dir gegeben!
Auf Ihn vertrau' und faſſe Muth,
Was ſchlimm iſt, macht Er wieder gut;
Er liebt dich wie ſein Leben.“

—

„Und kömmt ein armes Kind in Noth
Vor deine Thür', ſag' nicht: Helf Gott!
Wollſt ſeiner dich erbarmen!
Fühlſt du für Gottes Liebe Dank,
Laß liebreich es bey Speis und Trank
An deinem Heerd erwarmen.“

Anton ſtand noch immer unter der geöffneten Thüre, und hielt die Thür-

ſchnalle in der einen Hand, und Hut und Stecken in der andern. Seine Augen waren beſtändig auf die ſchöne Vorſtellung der Krippe Jeſu gerichtet, und mit offenem Munde horchte er auf den Geſang und das Harfenſpiel. Niemand bemerkte ihn. Jetzt fühlte aber die Mutter die Kälte, die durch die offene Thüre in die Stube drang und blickte nach der Thüre: „Lieber Gott, rief ſie, wie kommt das Kind in der finſtern Nacht durch den dicken Wald hieher? Armer, armer Knabe — du haſt dich gewiß verirrt!“ „Ach ja, ſagte Anton, ich habe mich im Walde verirrt!“ Alle ſahen jetzt nach der Thüre. Die zwey Kinder hatten ein herzliches Mitleid mit dem verirrten Knaben, blieben aber etwas ſcheu ſtehen, weil er ihnen fremd war. Die Mutter ging mit ihrem Kinde auf dem Arm zu ihm hin, und fragte ihn freund-

lich: „Wo bist du denn her, lieber Kleiner, wie heißt du und wer sind deine Aeltern?“ „O Du lieber Gott, sagte Anton mit Thränen in den blauen Augen: Ich habe gar keine Heimath mehr. Ich heiße Anton Kroner. Mein Vater ist in dem Kriege umgekommen und meine Mutter ist den letzten Herbst vor Jammer und Elend gestorben. Ich bin hier im Lande ganz fremd und irre in der Welt umher, wie ein verlornes Lämmlein.“ Er fing an zu erzählen, wie er eben jetzt im Walde in so großer Noth gewesen, wie er da aber ihren Gesang gehört und so den Weg zu ihrem Hause gefunden habe. Er wollte weiter reden; allein die Stimme versagte ihm; es fror ihn noch all zu sehr. In der warmen Stube fühlte er die Wirkungen der Kälte erst recht. Er zitterte vor Frost und klapperte mit den Zähnen.

„Ach du armer Anton, ſagte die Mutter; du kannſt ja vor Froſt kaum mehr reden; und hungerig und müde mußt du auch ſeyn. Leg dein Bündelein ab, und ſitz nieder; ich will dir eine warme Suppe geben, und was ſonſt noch von dem Nachteſſen übrig iſt.“ Die zwey Kinder, Chriſtian und Katharine, nahmen ihm nun voll Mitleid Hut und Stock und das Bündelein ab. Katharine legte das Bündelein auf die Bank; Chriſtian legte den Hut oben darauf und lehnte den Stecken in eine Ecke. Hierauf führten ſie ihren kleinen Gaſt an den Tiſch. Die Mutter brachte Suppe und ein großes Stück Feſtkuchen nebſt gekochten Pflaumen. Sie ſetzte ſich an die andere Seite des Tiſches, und lächelte freundlich, daß Anton es ſich ſo gut ſchmecken ließ. Die Kinder aber theilten ihm reichlich von ihren Weihnachtsgeſchenken mit — ſchöne

rothwangige Aepfel, goldgelbe Birnen, und große braune Nüsse. Sogar das kleine Lieschen auf dem Schooße der Mutter schenkte ihm, auf Zureden der Mutter, das schöne purpurrothe Aepfelein, das sie in dem kleinen Händchen hielt, und mit den zarten Fingerlein kaum umspannen konnte.

Die warme Suppe bekam dem erstarrten Anton sehr gut, und die liebliche Stubenwärme that ihm nunmehr sehr wohl. Er ward wieder munter und fröhlich. „Aber was ihr doch da in der Ecke eurer Stube Schönes habt!“ fing er jetzt an. Er hatte schon unter dem Essen beständig nach der Krippe hinübergeblickt. „Das ist ja ein Frühling mitten im Winter! sagte er. So etwas Wunderschönes hab' ich in meinem Leben noch nicht gesehen. Ich muß es doch näher betrachten.“ Er sprang

hin und die zwey Kinder folgten ihm.

„Weißt du aber auch, was das alles vorstellt?“ fragte Katharine. „Freylich weiß ich das, sagte Anton. Es stellt die Geburt Jesu vor. Was das für ein schönes, liebliches Kindlein ist! Sein Angesicht ist so schön weiß und roth, wie Lilien und Rosen. Und was es für glänzende Aeuglein hat, und wie freundlich es lächelt!“ „Das ist aber nicht das rechte Jesuskindlein! sagte Katharine. Jesus ist jetzt kein Kind mehr; Er ist schon lange in den Himmel aufgefahren.“ „Das weiß ich wohl, sagte Anton. Meynst du denn, ich sey ein Heide? Es ist ja schon bald zwey tausend Jahre, daß Jesus als ein Kind in der Krippe lag. Das alles hier ist nur so gemacht, damit wir Kinder uns alles besser vorstellen kön-

nen. Das da oben ist, glaube ich, die Stadt Bethlehem. Nicht so?" Katharine nickte. „Siehst du nun, sagte Anton, daß ich alles weiß! Ich bin nicht so dumm, als du meynst."

Die Kinder lachten und machten nun Anton noch auf allerley Kleinigkeiten aufmerksam, die ihnen aber höchst wichtig vorkamen. „Sieh nur, Anton, sagte Katharine, das schöne weiße Schaf hier mit krauser Wolle, und die zwey allerliebsten kleinen Schäflein daneben! Sieh, hier herum graset die übrige Heerde, und dort steht der Hirt und bläst auf der Schalmey. In dem niedlichen rothen Hüttchen mit Rädern schläft er zu Nacht." — „Siehst du auch, sprach Christian, wie da aus dem Felsen ein kleines Quellchen, so fein wie ein Silberfädchen, hervorspringt, und sich in den hellen See

ergießt? Sieh, zwey weiße Schwäne mit ſchöngebognen Hälſen ſchwimmen auf dem See und ſpiegeln ſich in dem ruhigen, ſilberklaren Waſſer.“ „Dort, ſagte Katharine, kommt ein Hirtenmädchen den ſteilen Weg am Berg herab, und trägt ein zugedecktes Körblein auf dem Kopf. Darin werden wohl Aepfel oder Eyer ſeyn, die ſie zur Krippe trägt.“ „Und ſieh, ſagte Chriſtian, dort ſchiebt einer auf ſeinem Schiebkarren einen Sack die hohle Bergſchlucht hinauf. Was aber in dem Sacke iſt, weiß ich nicht zu ſagen.“ So unterhielten ſich die Kinder höchſt angenehm, und kein kleines ſtreifiges Schnecklein, das an dem Felſen klebte, und kein buntes Muſchelein am Ufer des Sees blieb unbemerkt.

„Nun wohl, ſagte Anton, das iſt alles ſehr ſchön. Allein das Schönſte iſt doch die Abbildung des himmliſchen

Kindes! Das freut mich am meiſten. Denn um jenes Kindes willen, das hier abgebildet iſt, hat mich der himmliſche Vater aus meiner großen Noth errettet.“

Zweytes Kapitel.

Geſchichte des armen Antons.

Der Hausvater, in deſſen Hauſe Anton ſo gut aufgenommen wurde, war ein Förſter. Er ſaß, indeſſen die Kinder ſo mit einander plauderten, in ſeinem Lehnſeſſel am Ofen, und ſchien in Gedanken vertieft. Die Förſterin ſetzte ſich, mit dem kleinſten Kinde auf dem Arm, neben ihn auf einen Stuhl, und ſagte über eine Weile: „Warum biſt du ſo ſtille, und über was ſinneſt du nach?“ „Ich ſinne den letzten Reimen nach, die wir geſungen haben, ſagte der Förſter. Du haſt nun freylich gethan, wie ſie lauten, und den armen Knaben geſpeiſet und erwärmt. Ich

denke aber, wir könnten doch noch mehr an ihm thun. Sieh, es ist heute die heilige Nacht. Wir feyern das Andenken jener Nacht, in der das göttliche Kind geboren wurde, das zu unserm und aller Menschen Heil in die Welt gekommen. Und nun schickt Gott uns eben heute Nacht ein Kind her, dem wir zum Heile werden können. — Der Erlöser kam als ein Fremdling in die Welt, und hatte nicht, wo er sein Haupt hinlege, als wollte er die Gastfreundlichkeit der Menschen auf die Probe stellen. Die Einwohner von Bethlehem bestanden in dieser Probe schlecht, und verstießen ihn gleich anfangs zu den Thieren des Stalles; sollten wir den Knaben da auch so verstoßen? Sag mir aber deine Meynung aufrichtig, Elisabeth, was wir thun sollen!"

„Den Knaben annehmen, sagte die Försterin freudig und freundlich. Was

ihr einem von diesen Mindesten thut, das habt ihr mir gethan, sagte ja Er, der in dieser Nacht geboren ward. Und der Anton scheint mir ein recht guter, sanfter Knabe, der ein edles Gemüth hat. Er sieht so fromm und unschuldig aus, und, obwohl er bettelt, so ist er doch gar nicht keck und verwegen. Gewiß ist er ehrlicher Leute Kind. Er hat so eine feine Aussprache, und obwohl seine rothe Jacke etwas abgetragen ist, so ist sie doch von recht gutem Tuche. Wo ihrer fünf essen, essen auch sechs. Wir wollen den Knaben behalten."

„Du bist doch eine gute, liebe Frau, sagte der Förster, und drückte ihr die Hand. Gott wird es dir vergelten, und was du an einem fremden Kinde thust, unsern eigenen Kindern zu gut kommen lassen. Doch müssen wir den Knaben zuvor erst prüfen, ob er der Wohlthat werth ist."

„Anton, komm einmal daher!“ rief der Förster jetzt laut. Anton kam und stellte sich vor ihn hin, gerade und aufrecht, wie ein Soldat vor seinem Offizier steht.

„Dein Vater, fing der Förster an, war also ein Soldat, und starb den Tod fürs Vaterland. Nun, das ist wohl traurig für dich, allein für ihn ist es schön und rühmlich. Aber erzähle uns doch mehreres von deinen Aeltern. Wo waret ihr vor dem Kriege? Wie kam dein Vater um? Wie starb deine Mutter? Wie kamst du hieher in unsern Wald? Laß einmal hören!“

Anton erzählte: „Meinen Vater, Gott habe ihn selig, nannten die Husaren ihren Herrn Wachtmeister. Unser Regiment lag, so lang ich denke, zu Glatz in Schlesien in Garnison.

Meine

Meine Mutter nähte immer sehr fleißig und verdiente vieles. Sie war sehr geschickt. Da kam der Vater eines Tages eilig nach Hause und sagte: „Es ist Krieg; wir müssen morgen fort!“ Er war ein tapferer Mann und wußte sich gut darein zu schicken. Meine Mutter aber hatte einen großen Schrecken und weinte bitterlich. Sie wollte ihn nicht allein ziehen lassen; der Abschied fiel ihr gar zu schwer. Auf ihr vieles Bitten nahm er uns endlich mit. Wir zogen weit — weit fort. Mit einmal hieß es: „Der Feind rückt an.“ Mein Vater und die Husaren mußten ihm entgegen. Meine Mutter und ich blieben zurück. Da wurde uns nun wohl recht bange, als wir in der Ferne so fürchterlich schießen hörten. „Ach, sagte die Mutter zu mir, bey jedem Schuß geht mir ein Stich durchs Herz. Denn ich

weiß ja nicht, ob die Kugel nicht das Herz deines Vaters durchbohrt.“ Wir weinten und betheten, so lange das Schießen währte. Doch der Vater kam glücklich und unversehrt wieder zurück. So ging es nun öfter. Allein eines Tages kam nach einem Gefechte ein Husar mit des Vaters leerem Pferde in das Dorf gesprengt und sagte, der Vater sey schwer verwundet; er liege eine halbe Stunde vom Dorfe auf der Wahlstatt und werde wohl sterben. Die Mutter und ich eilten sogleich zu ihm. Er lag unter einem Baume. Ein alter Soldat kniete bey ihm und hielt ihn sanft in den Armen, so, daß der Vater den Kopf an die Brust des wackern Kriegers anlehnen konnte. Noch zwey andere Soldaten standen dabey. Mein armer Vater war durch die Brust geschossen und sah bereits so blaß aus wie ein Sterbender. Wir sahen es ihm

wohl an, daß er uns noch etwas ſagen wollte; allein er konnte nicht mehr reden. Da blickte er mich mit ſeinen ſterbenden Augen noch einmal ſchmerzlich an, dann blickte er auf die Mutter, und dann zum Himmel. Wenige Augenblicke nachher verſchied er. Die Mutter und ich weinten uns faſt die Augen aus. Die Leiche wurde auf dem nächſten Kirchhofe begraben. Einige Herren Offiziere und viele Soldaten kamen und begleiteten die Leiche. Die Trompete klang mir ſo ſeltſam und ſo traurig, daß mirs iſt, ich höre ſie noch immer. Sie erwieſen ihm noch die letzte Ehre, und ſchoſſen ihm noch in das Grab. Meine Mutter und ich wurden von dieſer traurigen Ehrenbezeugung ſo erſchüttert, als würde auf uns ſelbſt geſchoſſen. Viele Soldaten wiſchten ſich die Augen, als ſie vom Grabe zurückkehrten. Ich und

meine Mutter aber zerfloßen fast in Thränen.

Die Mutter wollte nun wieder in ihre Heimath zurück kehren. „Ich habe dort freylich keine Verwandten mehr, sagte sie, aber doch noch eine gute Bekannte. Sie wird uns wohl in ihr Haus aufnehmen, und ich denke, dort von meiner Arbeit dich und mich zu ernähren.“ Allein wir hatten kaum einige Tagreisen zurück gelegt, da wurde die gute Mutter unterwegs krank. Mit Mühe erreichten wir noch ein kleines Weiler. Man wollte uns nirgend aufnehmen; endlich fanden wir in einer Scheune ein Unterkommen. „Das ist wohl hart, sagte meine Mutter, allein Maria hatte es ja auch nicht besser. Auch sie wurde nirgends hinein gelassen und mußte in einem Stalle übernachten.“ Meine Mutter wurde indeß stündlich kränker. Sie ließ einen Geistlichen

rufen und bereitete ſich zum Tode. Als es Nacht wurde, ſagte die Bäurin, der die Scheune gehörte, zu meiner Mutter: „Ihr ſeyd wohl recht krank; ich muß daher ſchon etwas Uebriges thun.“ Sie ging, brachte eine alte Stalllaterne, in der ein kleines Oellicht brannte, und hängte die Laterne an einem Balken auf. Das war alles, was ſie that. Sie ſagte uns nun gute Nacht und kümmerte ſich weiter nicht mehr um uns. Ich blieb ganz allein bey der Mutter; ich ſaß ſo neben ihr auf einem Bund Stroh und weinte bitterlich. Gegen Mitternacht wurde ſie, ſo viel ich bey dem trüben Scheine der Laterne ſehen konnte, immer bläſſer. Sie ſeufzte mehrmal ſehr tief. Ich weinte immer heftiger. Sie both mir die Hand und ſagte: „Weine nicht, lieber Anton! Bleibe fromm und gut, bethe gern, hab' Gott vor Augen und thu' nichts Böſes; ſo wird dir

Gott einen andern Vater und eine andere Mutter geben.“ So sprach sie. Aber lieber Gott, sagte Anton, und die hellen Zähren floßen ihm über die blühenden Wangen — eine solche gute Mutter bekomme ich doch nicht mehr.“ „Nun, fuhr er fort, sie blickte nun lange zum Himmel, bethete in der Stille, segnete mich mit ihren sterbenden Händen und verschied. Ich konnte nichts als weinen. Der Bauer und die Bäuerin hatten wohl meiner Mutter versprochen, sie wollen mich annehmen und mich wie ihr eigenes Kind halten. Sie nahmen das Wenige, was meine Mutter hinterlassen hatte, ihre Kleider und einiges Geld, auch wirklich zu sich; allein ehe drey Wochen vergingen, schickten sie mich fort, und sagten, ich hätte schon dreymal so viel verzehrt, als die Hinterlassenschaft meiner Mutter werth sey. Ich ging und nahm mir vor, nach

Glatz zu meinen Schulkammeraden zurück zu kehren. Allein die Bauern konnten mir nicht sagen, wo der Weg nach Schleßien gehe. Da irre ich nun so im Lande hin und her und bettle; denn was soll ich sonst anfangen?"

Die Försterin war sehr gerührt, und sagte mit Thränen in den Augen zu ihren Kindern: „Seht, meine Kinder, so könnte es euch auch gehen. Auch ihr könnet Vater und Mutter verlieren, und was wollet ihr dann anfangen? Darum bittet Gott doch alle Tage, daß Er euch eure Aeltern erhalte."

Der Förster sprach: „Du hattest, so viel ich sehe, sehr rechtschaffene Aeltern, lieber Anton. Allein hast du denn gar nichts Schriftliches aufzuweisen?" „O ja wohl!" sagte Anton, und nahm eine Brieftasche aus seinem Päcklein. „Diese Papiere, sagte er, hat mir meine

Mutter noch auf ihrem Sterbebette übergeben. Sie befahl mir, wohl darauf Acht zu haben, und sie nicht aus der Hand zu lassen. Euch darf ich sie aber schon sehen lassen.“ Es waren der Trauschein seiner Aeltern, Antons Taufschein und der Todtenschein seines Vaters. Der Todtenschein war von dem Feldprediger ausgestellt. Der Oberst des Regiments hatte aber noch eigenhändig ein sehr rühmliches Zeugniß von dem tapfern, edelmüthigen Betragen des seligen Wachtmeisters und der tadellosen Aufführung der hinterlassenen Wittwe beygefügt.

„Nun wohl, sprach der Förster, das ist alles gut. Jetzt sage mir aber, Anton, wie gefällts dir bey uns?“ „Sehr gut, sagte Anton freundlich, so gut, daß mir ist, als sey ich bey Euch zu Hause.“ „Möchtest du wohl bey uns bleiben?“ fragte der Förster. —

„O nirgends in der Welt lieber!“ ſagte Anton. Eure Frau iſt gerade ſo freundlich, wie es meine Mutter war, und Ihr ſeyd auch recht brav und habt gerade einen ſolchen Schnurrbart, wie ihn mein Vater trug.“

Der Förſter lachte, und ſtrich ſich den Bart. „Nun Knabe, ſprach er, ſo bleibe denn bey uns. Ich will dein Vater ſeyn, und meine Frau wird als Mutter an dir handeln. Sey uns aber auch ein guter Sohn, und habe deine neuen Geſchwiſter lieb und thu ihnen nichts zu leid. Hörſt du — du biſt jetzt mein Sohn Anton!“ Der Knabe ſtand ſehr betroffen da, und ſah den Förſter mit großen Augen an, ob das auch ſein Ernſt ſey. Er war der harten Begegnung, die er von vielen Menſchen erfahren mußte, ſo gewöhnt, daß ers kaum glauben konnte, der Förſter wolle ihn an Kindesſtatt annehmen. „Nun wie,

Anton, ſagte der Förſter, und both ihm die Hand, ſchlägſt du nicht ein?“ Jetzt brach Anton in Thränen aus, both dem Förſter die Hand, küßte darauf die Hand der Förſterin, und grüßte beyde Kinder, ja auch das kleinſte, wiewohl es noch nicht wußte, was vorging, als ſeine neuen Geſchwiſter. Chriſtian und Katharine hatten eine große Freude, daß Anton da bleiben durfte. „Jetzt iſts erſt recht luſtig, ſagte Chriſtian; jetzt ſind wir, wenn wir ein Spiel machen, doch unſer drey.“

Der Förſter fuhr aber ernſthaft fort: „Sieh Knabe, ſo ſorgt Gott für dich. Der Segen deiner guten Aeltern ruht auf dir. Gott erhörte das Gebeth deiner ſterbenden Mutter und — auch dein Gebeth, als du dort im Walde zitternd vor Froſt im Schnee knieteſt. Er lenkte deine Tritte hieher! Er führte dich in unſer Haus. Wenn du unſern Ge-

ſang nicht gehört hätteſt, ſo wäreſt du auf deinem Bündelein eingeſchlafen und erfroren, und ich hätte dich todt im Walde gefunden. Gott rettete dich gerade noch im rechten Augenblick. Er führte dich gerade in dieſer heiligen Nacht, da unſre Herzen von der Liebe des Vaters im Himmel, der den Eingebornen für uns dahin gab, beſonders gerührt waren, zu unſerer abgelegenen Wohnung im Walde, die du ſonſt am Tage kaum gefunden hätteſt. Gott und ſeinem lieben Sohne, der auch für dich armen Knaben vor bald zwey tauſend Jahren in der heutigen Nacht geboren ward, und auch für dich geſtorben iſt, haſt du es zu danken, daß du jetzt wieder ein Obdach haſt. Darum erkenne es, und vergiß es in deinem Leben nicht, und habe immer ein dankbares Gemüth gegen Gott und deinen Erlöſer. Hab'

Gott dein Leben lang recht vor Augen und führe dich immer christlich auf.“

Anton versprach es mit weinenden Augen. „O Du guter Gott, sagte er, indem er zum Himmel blickte, Du hast die letzten Worte meiner sterbenden Mutter treulich erfüllt und mir wieder Vater und Mutter geschenkt. Ich will aber ihre letzten Worte auch erfüllen, deine heiligen Gebothe halten, und besonders das vierte Geboth gegen meine neuen Aeltern recht beobachten.“ „Bravo, Anton, sprach der Förster, das thu, und es wird dir wohl gehen.“ Die Försterin wies hierauf dem Knaben eine kleine Kammer mit einem reinlichen Bette an, und alle begaben sich vergnügt zur Ruhe.

Am andern Morgen waren die Kinder sogleich wieder um die Vorstellung des Kindes Jesu in der Krippe versam-

melt. Sie war an dem heiligen Weihnachtsfeste und den darauf folgenden Feyertagen und Festen ihre einzige Freude. Allein diese unschuldige Weihnachtsfreude wäre bald gestört worden. Ein gewisser junger Herr von Schilf, der ein großer Jagdliebhaber war, und den Förster öfter besuchte, kam einmal in die Stube. Er machte über diese Art, den Kindern die Krippe Jesu vorzustellen, allerley spöttische Anmerkungen und konnte nicht finden, wozu dergleichen dienen sollte.

„Wozu? sprach der Förster. Schauen Sie da einmal zum Fenster hinaus, junger Herr! Sehen Sie, tiefer Schnee deckt die Erde und die Bäume des Waldes krachen unter seiner Last. Man sieht keine Blume; nur hier an den gefrornen Fensterscheiben schimmern Blumen von Eis. An den Obstbäumen, die mein Dach umgeben, hängen keine

Aepfel und Birnen mehr, und es ist kein grünes Blatt mehr daran zu sehen; alle Aeste und Zweiglein sind weiß angeduftet und ganz mit Reifen überzogen, und an dem Hausdache hängen lange Eiszapfen. Die armen Kinder hier sind in der Stube, gleich Gefangenen, eingesperrt und können kaum einen Tritt vor die Hausthüre thun. Sollte es denn nun so übel seyn, wenn liebende Aeltern ihren Kindern zur rauhen Winterszeit in der wärmenden Stube gleichsam einen Frühling erschaffen? Wirklich ist diese Frühlingslandschaft im Kleinen mit den grünen Wäldern, blumigen Wiesen, weidenden Schafen und deren Hirten fast die einzige Winterfreude der Kinder."

„Allein das ist noch das Wenigste! Die Hauptsache ist dies: Wir Christen freuen uns zur heiligen Weihnachtszeit, daß uns, in Christus die Menschenfreundlichkeit Gottes in Menschengestalt

erſchienen iſt. Und da möchten wir denn auch unſre Kinder, ſoviel ſie es verſtehen, an dieſer Freude Theil nehmen laſſen. Nun weiß ich zwar wohl, daß die größten Mahler dieſe heilige Geſchichte in Gemälden darſtellten, die ſeit Jahrhunderten die Bewunderung der Welt ſind. Ich ſelbſt habe, da ich noch auf Reiſen war, jenes berühmte Gemälde der Krippe Jeſu zu Dresden, die heilige Nacht genannt, mehrmal bewundert. Allein die Einwendungen, die Sie gegen meine, freylich ſehr unvollkommene Darſtellung der Krippe Jeſu hier machen, ließen ſich, den Kunſtwerth abgerechnet, gegen jenes herrliche Gemälde auch machen, und ſind deßhalb keiner Wiederlegung werth. Solche koſtbare Gemälde ſind übrigens nur für große Herren, und wären bey Kindern gar nicht angewendet. Denn ich wette darauf, meine Kinder würden ihre Krippe gegen jenes be-

rühmte Gemälde zu Dresden ſicher nicht vertauſchen.“

„Laſſen Sie alſo, mein lieber Herr von Schilf, uns einfältige Leute hier im Walde immer bey der alten Sitte unſerer Väter bleiben. Ich erinnere mich noch aus meinen eigenen Kinderjahren, daß die Krippe meine beſte Kinderfreude — und nicht ohne Segen für mich war. So möge ſie denn auch meinen Kindern zur Freude und zum Segen gereichen.“

Drittes Kapitel.

Die edle Förſterfamilie.

Der Förſter, der den armen Waiſenknaben an Kindesſtatt angenommen hatte, war ein ſehr rechtſchaffener, biederer Mann, und, wie er ſich ſelbſt ausdrückte, noch von altem Schrott und Korn. Er war ſehr gottesfürchtig, gegen alle Menſchen wohlwollend, und in dem Dienſte ſeines Fürſten unermüdet und von unverbrüchlicher Treue. Der ehrliche Förſter hielt ſich ſtreng an die frommen Sitten ſeiner Großältern, die er noch gekannt hatte, und ſeiner Aeltern, die ganz ſo wie die Großältern geſinnt waren.

Am Morgen war es immer sein erstes Geschäft, mit Frau und Kindern das Morgengebeth gemeinschaftlich zu entrichten; eben so wurde auch der Tag mit dem Abendgebethe gemeinschaftlich beschlossen. „Wie sollten wir, sagte er, nicht jeden Tag mit dem Gedanken an Denjenigen anfangen und beschließen, der uns jeden Tag das Leben fristet, und uns Speis und Trank und alles Gute giebt? Es ist wohl auch, denke ich, selbst für Engel ein rührender Anblick, wenn Vater und Mutter in Mitte ihrer Kinder vor Gott knien, und alle, auch das Kleinste nicht ausgenommen, die Hände bethend und dankend zum Himmel erheben. Der Vater im Himmel kann nicht anders als segnend auf sie herabblicken.“

Eben so andächtig und ehrerbiethig bethete der Förster mit allen den Seinigen vor und nach dem Tische. Eines

Tages brachte er den jungen Herrn von Schilf von der Jagd mit nach Hause und lud ihn, da eben die Suppe aufgetragen wurde, zum Mittagessen ein. Der junge Herr setzte sich sogleich ohne Tischgebeth an den Tisch. Allein der Förster, der sich, wie er zu sagen pflegte, nie ein Blatt vor den Mund nahm, sagte sehr ernsthaft: „Pfui, junger Herr! So machen es meine Wildschweine draußen im Walde; die verschlucken die Eicheln, ohne aufzuschauen, woher sie kommen.“ Der junge Herr wollte Einwendungen machen, und meynte, das Tischgebeth sey eben nicht so bedeutend. Allein der Förster sprach mit großem Nachdrucke: „Was uns zu bessern Menschen macht, ist von großer Bedeutung. Die Gottseligkeit ist zu allem nütze; von der Gottvergessenheit hingegen habe ich noch keine guten Früchte gesehen, wohl aber schon sehr

viele schlimme. Bethen Sie mit uns, wie es einem Christen und vernünftigen Menschen geziemt, oder sie sind mit mir das letzte Mal auf der Jagd gewesen. Mit einem Heiden möchte ich nichts weiter zu thun haben. Ich mag nicht einmal mit ihm an Einem Tische essen. Doch, setzte der Förster gelassener hinzu, ich weiß wohl, daß Sie über die Sache nie nachgedacht haben. Sie sahen etwa einige vornehme jungen Herren nicht zu Tische bethen, und machten es ihnen ohne weitere Ueberlegung sogleich nach. Sie glaubten dadurch sich selbst ein vornehmes Ansehen zu geben. Allein, mein lieber junger Herr, obwohl Sie Schilf heißen; so müssen Sie deßhalb doch nicht dem Schilfe gleichen, das innen leer und ohne Mark ist und sich nach jedem Lüftchen dreht.“ Der junge Herr stand wieder auf und bequemte sich mit zu bethen. Er that

es aber nicht aus Andacht gegen Gott, ſondern blos aus Liebe zur Jagd.

Am fröhlichſten war der ehrliche Förſter immer, wenn er ſich in der Mitte ſeiner Familie befand. „Was ſoll ich die Freude auswärts ſuchen, ſagte er, da ich ſie zu Hauſe beſſer und wohlfeiler haben kann.“ Er trank daher nach vollbrachtem Tagewerk ſeinen Krug Bier, und Sonntags ſein Glas Wein daheim, führte mit ſeiner Hausfrau vertrauliche Geſpräche oder erzählte den Kindern fröhliche und lehrreiche Geſchichten. Wenn er beſonders aufgeräumt war, nahm er ſeine Harfe zur Hand. „Dieſe gilt uns, ſagte er, bey den langen Winterabenden in unſerm rauhen Walde anſtatt Konzert und Oper.“ Er hatte in ſeiner Jugend zwar das Waldhornblaſen angefangen; allein da der Arzt ihm es unterſagte, ſo verlegte er ſich, als ein großer Freund der Muſik, auf die Har-

se. Die Försterin wußte mehrere schöne Lieder, und der Förster begleitete sie mit seinem Harfenspiel. Auch die Kinder hatten bald einige ihrem Alter angemessene Liedchen gelernt, und sangen zusammen, gleich den Zeisigen im Walde.

Die Kinder des Försters gingen nach Aeschenthal, dem nächsten Pfarrdorfe, in die Schule. Sobald die Weihnachtsfeyertage vorüber und die Wege durch den Wald wieder gangbar waren, mußten Christian und Katharine täglich dahin gehen. Anton ging mit tausend Freuden mit, und übertraf bald alle seine Mitschüler. Sein Fleiß und seine Talente waren ausnehmend. Wenn der Förster Abends von der Jagd nach Hause kam und in seinem Lehnstuhle nächst dem wärmenden Ofen saß, mußten ihm die Kinder erzählen, was sie in der Schule gelernt hatten, und ihm ihre Schriften vorweisen. Anton wuß-

te immer am meiſten zu erzählen; ſeine Schriften waren immer die ſchönſten, und in dem Leſen brachte er es bald zu einer großen Fertigkeit Nach dem Abendeſſen mußten die Kinder abwechſelnd vorleſen; allein alle im Hauſe hörten am liebſten dem Anton zu. „Er lieſ't am natürlichſten, ſagte die Förſterin. Wenn man es nicht ſähe, daß er ein Buch vor ſich habe, ſo meynte man ſicher, daß er die Geſchichte nicht leſe, ſondern daß er ſie einmal gehört habe, und ſie uns nur ſo aus dem Kopfe erzähle.“

Der fröhlichſte Tag in der Woche war den Kindern immer der Sonntag. An dieſem Tage ging der Förſter nicht auf die Jagd und die Kinder konnten den ganzen Tag um ihn ſeyn. „Ich bringe, ſprach er, die ſechs Tage der Woche unausgeſetzt und unverdroſſen in herrſchaftlichen Dienſten zu; allein der Sonntag iſt dem Dienſte eines größern

Herrn gewidmet. Auch ist mir und meinen Holzhauern nach sechs Arbeitstagen wohl ein Ruhetag zu gönnen.“ Am Sonntage Morgens gingen Vater und Mutter in der lieblichen Sonntagsfrühe mit den Kindern nach Aeschenthal in die Kirche. Das war den Kindern, besonders im Frühlinge und im Sommer, eine große Freude. Der Weg führte bald über waldichte Berghöhen hin, bald durch schmale Wiesenthälchen, die mit buschigen Felsen und hohen Bäumen umgeben waren. „O wie schön ists doch im Walde, sprach dann wohl Anton; wie herrlich grünen die Bäume im Glanze der Morgensonne! Ja am Sonntage kommt mir der Wald noch viel schöner vor, als sonst. Mir ists, als hätten alle Bäume ein freundlicheres Grün. Die Vögelein auf den belaubten Zweigen singen viel fröhlicher. Und

außer

außer ihnen ſchweigt alles! Man hört keine Holzaxt, kein Wagenrad und keinen Schuß; nur die Kirchenglocke ertönt in der Ferne. Es iſt alles ſo ſtill und ruhig, wie in der Kirche.“

„So feyerlich, wie in einem Tempel, ſagte der Förſter Auch der Wald iſt ein Tempel des Herrn; Er, der Allmächtige, ſtellte dieſe Bäume wie Säulen umher, und fügte ihre Zweige zu einem grünen Gewölbe zuſammen. Alles, von der ungeheuren bemoosten Eiche dort bis zu den kleinen Mayblümchen hier zu unſern Füßen, verkündet uns ſeine Allmacht und Güte. Ja die ganze Erde, ſo weit der blaue Himmel ſich wölbt, iſt ein Tempel ſeiner Herrlichkeit. Beſonders am Sonntage ſollen wir Ihn in dieſem ſeinem Tempel anbethen und dieſe herrlichen Werke andächtig betrachten. In dieſem prachts

vollen Tempel, den Er selbst erbaute, können wir seine unermeßliche, unbegreifliche Größe und Herrlichkeit wahrnehmen; in unsern Kirchen aber, wiewohl sie von Menschenhänden erbaut sind, läßt Er seine Rathschlüsse und seinen heiligen Willen uns näher offenbaren. Auch deßhalb wurde der Sohn Gottes ein Mensch, lehrte uns Menschen und ordnete das Lehramt an. In hundert tausend Tempeln und Kirchen der ganzen Christenheit wird an dem heutigen Tage seine Lehre verkündet und von Millionen Menschen angehört. Merkt daher auch ihr, meine Kinder, heute in unsrer Kirche andächtig auf jedes Wort des Lehrers und bewahret es in eurem Herzen." Solche und ähnliche Gespräche führte er mit den Kindern auf dem Wege zur Kirche; auf dem Heimwege aber redete er mit ihnen von der Predigt, und sie wetteiferten, ihm zu er-

zählen, was ſie daraus ſich gemerkt hätten.

Bey Tiſche war der Förſter Sonntags immer beſonders fröhlich. „Die Freude, ſprach er, mit euch zu Mittag zu eſſen, wird mir unter der Woche ſelten zu Theil; da verzehre ich mein Mittagsmahl meiſtens gleich im Walde aus der Fauſt, und es ſchmeckt mir, Gott ſey Dank, immer ſehr gut. Aber am Sonntage ſchmeckt es mir doch am beſten, nicht weil die Mutter da eine beſſere Mahlzeit bereitet, ſondern weil ich die Speiſen in eurer Mitte genießen kann.“ Er legte den Kindern mit dem herzlichſten Wohlwollen ſelbſt vor. „Eſſet, Kinder, eſſet, ſprach er, und Danket Gott für ſeine Gaben.“ Nach Tiſche ging er mit den Kindern im Walde umher, lehrte ſie die mancherley Bäume, Sträuche und Kräuter kennen,

und pries ihre mannigfaltige Schönheit und Brauchbarkeit. „So, sprach er dann immer, hat Gott alles, auch das kleinste Kräutlein, schön gebildet und zu dem Nutzen des Menschen eingerichtet. Auch der Wald ist ein Buch, in dem ihr auf allen Blättern von der Weisheit und Güte Gottes lesen könnet.“

Wenn im Frühlinge oder im Sommer der Abend schön war, so deckte die Försterin unter der großen Linde, nicht weit vom Försterhause, wo ein Tisch nebst einigen Bänken angebracht war. Nach dem Abendessen sangen sie noch einige schöne und rührende Abendlieder. Der Förster spielte dazu die Harfe, und die Vögel auf allen Bäumen des Waldes umher stimmten in den Gesang und das Harfenspiel mit ein.

Anton fühlte sich unter diesen edlen Menschen, bey denen wahre Frömmig-

keit, Eintracht und Liebe, Fleiß, Ordnung und Zufriedenheit wohnten, höchst glücklich. „Gott meynte es doch recht gut mit mir, sagte er öfter. Er hätte mich auf der ganzen Welt zu keinen bessern Menschen führen können.“ Der gute Knabe war aber auch die lautere Dankbarkeit und Dienstfertigkeit gegen seine Pflegältern. Wenn der Förster Abends aus seinem Forstbezirke heimkam, eilte Anton sogleich, ihm den alten hechtgrauen Ueberrock mit grünen Aufschlägen, dessen sich der Förster als eines Schlafrockes bediente, und die Pantoffeln zu bringen. Wenn die Försterin in der Küche am Heerde stand und kochte, trug er ihr ungeheißen Holz zu oder lief, um ihr einige Schritte zu ersparen, in den Gemüsgarten am Hause und holte Schnittlauch, Petersilien oder was sie sonst eben von grünen Kräutern nöthig hatte. Mancher ihrer

Wünſche ward, bevor ſie ihn ausſprach, ſchon erfüllt.

Seinem guten Pflegvater erzeigte er aber noch ganz beſonders gute Dienſte. Der Förſter verfertigte von allen ihm anvertrauten Waldungen Riſſe, und gab ihnen mit Farben ein ſchönes, gefälliges Anſehen. In der Ecke jedes Blattes war der Namen des Waldes mit groſſen Buchſtaben geſchrieben, und, nachdem es ein Wald war, mit einem Kranze von Tannenzweigen oder Eichenlaube eingefaßt. Anton brachte es bald ſo weit, daß er die gröſten Riſſe nett und genau nachzeichnen konnte. Die Verzierungen aber, die er dabey anzubringen wußte, waren von ihm ſelbſt erfunden und ſo gut ausgeführt, daß der Förſter darüber erſtaunte. Anton zeichnete zum Beyſpiele einen Eichbaum, an dem ein Schild mit dem Namen des Waldes lehnte, und ſeitwärts ſah

man ein Wildschwein, das nach Eicheln suchte. Oder der Namen des Waldes stand in einen Felsen eingegraben, der mit Tannen gekrönt war, und unten am Felsen ruhte ein Hirsch mit zakigem Geweih. Ueberhaupt zeichnete und mahlte Anton in allen seinen freyen Stunden bald Landschaften, bald Thiere, und wo er nur ein Streifchen weißes Papier oder einen leeren Briefumschlag fand, zeichnete er einen Vogel, eine Blume, oder einen Baumzweig darauf. Er konnte keinen Augenblick müßig seyn. Der Förster und die Försterin liebten den guten Knaben wie ihr eigenes Kind, ja ihre eigenen Kinder wurden, von Antons Beyspiel aufgemuntert, noch viel dienstfertiger und thätiger, als sie es zuvor waren.

Viertes Kapitel.

Antons fernere Geschichte.

Eines Tages schickte der Förster den Anton mit einem Paar Schnepfen in das benachbarte fürstliche Jagdschloß Felseck. Der Verwalter hatte eben einen Gast und wollte ihn damit bewirthen. Anton kam unterwegs an einem Wasserfall vorbey, der zwischen schwarzgrünen Tannen, weiß wie Schnee, von einem hohen Felsen herabstürzte. Nicht weit davon saß ein fremder Herr in einem dunkelblauen Kleide, der den Wasserfall abzeichnete. Anton ging hin, schaute über die Schulter des Fremden auf das Blatt, und konnte sich nicht enthalten, laut zu rufen: „O wie schön! Ja das heißt

gemahlt!“ Er bath um Erlaubniß, das ſchöne Gemälde näher beſehen zu dürfen, und erhielt ſie. „Mir iſts, ſagte er, indem er es betrachtete, als wäre das Blatt da ein Spiegel, in dem ſich der Waſſerfall, nebſt Felſen und Bäumen, im Kleinen abſpiegelte. Wie ſilberhell das Waſſer aus dem geſpaltenen Felſen hervorſchießt und wie ſchön ſich der weiße Schaum unten zwiſchen den bemoosten Steinen kräuſelt! Wie friſch und grün das zarte Moos an dieſem Steine da iſt! Man meynt, man könne es wegrupfen. Wie keck dieſe rauhen Tannen emporſtarren! Und da haben Sie überdieß noch einen Hirſch hergemahlt, der aus dem Bache trinkt. Wie leicht der auf den Füßen ſteht! Man ſieht es ihm an, wie flüchtig er über Stock und Stein wegſetzen kann. Die Hirſche, die ich mahle, ſtehen ſo lahm da, als wollten ſie alle Augen-

blicke umfallen. Ich weiß kein rechtes Leben in sie hinein zu bringen.“

Der Mahler hatte an den ungeheuchelten Lobsprüchen des Knaben und noch mehr an dessen Gefühl für Kunst ein großes Wohlgefallen. Er sagte lächelnd: „Du bist also, wie ich merke, auch ein kleiner Mahler?“ „Ach, sagte Anton, bisher meynte ich wohl gar, ich sey kein kleiner, sondern ein großer Mahler. Jetzt sehe ich aber wohl, daß ich gar keiner bin.“ Der Mahler sagte: „Ich wünsche deine Mahlereyen doch zu sehen. Ich werde dich nächstens besuchen, und da mußt du mir sie zeigen. Wer sind deine Aeltern und wo bist du zu Hause?“ „Ach, sprach Anton, ich bin ein armer Waisenknabe. Der Herr Förster Grünewald hat mich aber an Kindesstatt angenommen.“ „Nun, sagte der Mahler, da bist du wohl mit ihm verwandt, ein Bruders-

sohn oder ein Schwesterſohn?" „Nein, ſagte Anton, ich kam ganz landfremd in ſein Haus; er und ſeine Frau nahmen mich aber ſogleich auf und hielten mich wie ihr eigenes Kind." „Das iſt viel, ſehr viel, ſagte der Mahler. Doch wie kam denn dieß?" Anton erzählte ſeine Geſchichte ausführlich. Der Mahler hörte ihm aufmerkſam zu und ſagte am Ende: „Der Förſter und ſeine Frau müſſen ſehr edle Menſchen ſeyn. Grüße ſie mir, und ſage ihnen, morgen des Tages werde ich ſie beſuchen, um ihnen im Namen der Menſchheit für die Liebe, die ſie dir erweiſen, zu danken."

Der Mahler hieß Riedinger und war vor einem Paar Tagen auf dem fürſtlichen Jagdſchloſſe angekommen, um da einige alte Gemälde aufzufriſchen. Er benützte dieſe Gelegenheit, eine und die andere Waldgegend, die ihm beſonders gefiel, abzuzeichnen. Sogleich am Aben-

de des folgenden Tages besuchte er den Förster. Beyde biedere Männer fanden bald, daß sie Eines Sinnes waren, und wurden Freunde. Der Mahler wollte nun Antons Zeichnungen sehen. Die Försterin lobte sie ausnehmend. „Glauben Sie mir, sagte sie, sie sind unvergleichlich.“ Allein Anton stand erröthend an der Thüre und sagte: „Herr Riedinger, Sie werden sehen, daß sie ganz und gar nichts heißen.“ Der Mahler ermunterte ihn aber, sie zu zeigen, und Anton brachte sie. Herr Riedinger betrachtete eine nach der andern sehr bedachtsam und lächelte einige Male. Wiewohl er vieles daran auszustellen hatte, so gefielen sie ihm dennoch sehr. „Wahrhaftig, sagte er, es steckt ein Mahler in dem Knaben. Herr Grünewald, überlassen Sie ihn mir. Sie sollen Freude an ihm erleben.“ „Topp! sagte der Förster und schlug ein. Ich

habe schon lange nachgesonnen, was der Knabe werden solle. Er ist nun bereits in dem vierzehnten Jahre und in der Schule zu Aeschenthal ist für ihn weiter nichts mehr zu lernen. Zu einem Jäger ist er zu zart und zu mitleidig. Er artet mehr seiner sanften Mutter nach, als seinem tapfern Vater. Wenn Sie also meynen, er gebe einen guten Mahler ab, so nehmen Sie ihn immerhin in die Lehre. Wie viel verlangen Sie Lehrgeld?“ „Lehrgeld! sagte der Mahler. Davon kann keine Rede seyn. Sie gaben mir zuerst ein Beyspiel, wie man sich armer Waisen annehmen müsse. Eine edle That zieht immer andere nach sich, wie eine Kerze andere anzündet. Das ergiebt sich alles ganz natürlich. Lassen Sie es also gut seyn. Sobald ich mit meiner Arbeit auf dem Schlosse fertig bin, fährt Anton, wenn er anders Lust hat, mit mir in die Stadt,

und ich werde keine Mühe ſparen, ihn zu einem Künſtler zu bilden.“ Anton hüpfte faſt vor Freude. Als indeſſen nach einigen Tagen der Mahler in einer Kutſche vor das Haus gefahren kam, ihn mitzunehmen, weinte der gute Knabe doch recht herzlich. Allein der Förſter ſprach: „Weine nicht, Anton. Es iſt ja nur ein Sprung in die Stadt. Wir beſuchen dich öfter, und auch du kannſt uns an Sonn- und Feyertagen leicht beſuchen. — Ja, das bedinge ich mir noch aus, ſprach er zu Herrn Riedinger, daß Anton uns manchmal beſuchen, die Weihnachtsfeyertage aber allemal ganz bey uns zubringen dürfe. Sie müſſen ihm das erlauben.“ „O recht gern, ſagte der Mahler, recht gern; und wenn Sie und die Frau Förſterin nichts dagegen haben, ſo komme ich allemal mit.“ Sie gaben ſich darauf die Hand. Anton dankte ſeinen

Pflegältern. Sie ermahnten ihn, ſeinen Lehrmeiſter, der ſo vieles aus lauter Güte für ihn thun wolle, als ſeinen Vater zu ehren. Unter den beſten Segenswünſchen ſeiner Pflegältern und Geſchwiſter ſtieg Anton in die Kutſche und fuhr mit dem Mahler fort.

Der treffliche Mahler hielt in allen Stücken Wort. Es war ihm eine Herzensluſt, einen ſo fähigen Schüler zu unterrichten. Auch kam er mit ihm zu dem Förſter öfter auf Beſuch; ja manchmal blieben ſie mehrere Tage, um in dem gebirgigen Walde ſchöne Gegenden abzuzeichnen. Der Meiſter konnte ſeinen Schüler jedesmal nicht genug loben. „Unter uns geſagt, ſprach er zum Förſter, er wird ein Künſtler, dem ich das Waſſer nicht biethen darf.“

Nach einigen Jahren kam Herr Riedinger mit Anton, der nunmehr ein

blühender Jüngling war, wieder einmal zu dem Förster in die Weihnachtsfeyertage. Herr Riedinger blieb nach dem Abendessen mit dem Förster und der Försterin etwas länger auf. Anton und die Kinder des Försters hatten sich längst zur Ruhe begeben. Der Förster und die Försterin merkten wohl, daß der Mahler etwas auf dem Herzen habe, und es ihnen sagen möchte. Endlich fing er an: „Was Anton bey mir lernen konnte, hat er gelernt. Er muß nun reisen; er muß Italien sehen. Allerdings wird das nicht wenig kosten; allein es lohnt sich der Mühe. Kein Kapital könnte besser angelegt werden. Ich stehe Ihnen dafür, es wird auch reichliche Zinsen tragen und seiner Zeit wieder ersetzt werden. Was eine solche Reise kostet, übersteigt freylich das Vermögen eines Privatmannes. Allein ich habe mir die Sache so ausgedacht: Es

verſteht ſich, daß Anton nicht ganz auf fremde Koſten reiſe. Er muß ſelbſt etwas verdienen. Indeß braucht er doch immer anſehnlichen Zuſchuß; denn er muß auch für ſich noch freye Zeit behalten, um in der Kunſt weiter zu kommen. Was nun mich betrifft, ſo werde ich das Meinige redlich dazu beytragen. Ich habe mir es, von Ihrem Beyſpiele ermuntert, nun einmal in den Kopf geſetzt, den Anton umſonſt zu einem Mahler zu bilden. Seine Arbeiten, die er bisher lieferte, ſind mir ſehr gut bezahlt worden. Dieſes Geld habe ich zurück gelegt, und werde es zu ſeiner Reiſe verwenden. Allein es reicht bey Weitem nicht zu. Wären Sie nun nicht geneigt, das noch Fehlende, das freylich eine nicht geringe Summe betragen kann, darauf zu legen? Ein gutes Werk, das man angefangen hat, muß man auch vollenden.“ Er both dem Förſter die Hand

hin, erwartend, er werde einschlagen. Der Förster hatte an Antons Wohlverhalten und seinen Fortschritten in der Kunst hohe Freude. Er besaß ein ziemliches Vermögen. Er blickte seine Hausfrau an. Sie nickte. Der Förster schlug ein und sagte: „Nun wohl, wenn die Summe mein Vermögen nicht übersteigt, so will ich sie ausbezahlen.“ Es wurde ein Ueberschlag gemacht, was die Reise kosten könnte, und einmüthig beschlossen, Anton sollte künftigen Frühling die Reise antreten.

Der Mahler fuhr am nächsten Morgen mit Anton im Schlitten zurück in die Stadt. Der Förster und die Försterin machten aber den Winter über Anstalten zu Antons bevorstehender Reise. Der Förster kaufte Tuch ein, um seinen Pflegsohn hinreichend mit wohlanständiger Kleidung auszustatten. Auch suchte er seinen eigenen Reisekoffer hervor, und

ließ ihn mit Rehfell neu überziehen. Die Försterin und ihre zwey Töchter nähten und strickten sehr emsig, den Anton reichlich mit Leinenzeug zu versehen. Zu Anfang des Frühlings mußte Anton noch einige Tage bey seinen Pflegältern zubringen. Sein Pflegvater gab ihm in dieser Zeit noch viele gute Ermahnungen und Klugheitslehren, und war gegen ihn ganz ungemein liebreich. Der gute Mann nahm sich selbst die Mühe, den Koffer zu packen. So oft ihm die Försterin ein neues Kleidungsstück hinreichte, wurde Anton aufs neue gerührt. „Ach wie vieles — wie gar so vieles thun Sie an mir! sagte er. Meine eigenen Aeltern, wenn sie noch lebten, könnten nicht mehr für mich thun!“ Der Koffer wurde an einen berühmten Mahler, dem der Herr Riedinger den Anton empfohlen hatte, voraus geschickt. Denn Anton wollte die ganze Reise zu Fuß machen. Chri-

stian, Antons Herzensfreund, hatte aber noch für ein kleines Felleisen gesorgt, in dem Anton das Nothwendigste zum täglichen Gebrauche mitnehmen konnte.

Endlich kam der Abschiedstag; Anton wollte nach Tische zu Herrn Mahler Riedinger in die Stadt gehen, und von da aus dann weiter reisen. Die Försterin bereitete ein Abschiedsmahl, und alle speisten noch einmal mit einander zu Mittag. Es war ein freundliches, rührendes Familienfest. Der Förster blickte in dem kleinen Kreise umher. Es herrschte eine wehmüthige Stille. „Nicht doch, meine Söhne und Töchter, sprach er, seyd nicht so traurig; und auch du, gute Mutter, trockne diese Thräne da ab. Es ist nun einmal so! Die Söhne, zumal wenn sie bereits erwachsen sind, müssen hinaus in die Welt; und auch ihr, meine Töchter, seyd bald in dem Alter, wo

ihr vielleicht das väterliche Haus verlassen werdet. Doch, wenn uns auch Berg und Thal dem Leibe nach trennen, im Geiste bleiben wir immer vereinigt. Und so traurig der Abschied immer seyn mag; das Wiedersehen das uns hier oder dort nie ausbleibt, ist dann desto freudiger!" Der edle Mann wußte durch fröhliche Gespräche alle wieder zu erheitern. Er ließ eine Flasche guten Wein bringen, von dem er sonst nur an Festtagen trank. Er schenkte der Mutter und den beyden Töchtern, obwohl alle drey sich weigerten, davon ein. „Den Traurigen gieb Wein!" sagte er lächelnd. Anton und Christian bothen ihre Gläser her, ohne sich lange nöthigen zu lassen. Am Ende der Mahlzeit nahm der Förster sein Glas und sagte: „Nun, Anton, stoß an — auf eine glückliche Wanderschaft und ein fröhliches Wiedersehen!" Das gebe Gott, sagte

die Förſterin, ſtieß an und trank ein klein wenig. Chriſtian, Katharine und Luiſe ſtießen auch mit an. Allen ſtanden die Thränen in den Augen. Anton war am gerührteſten. Er konnte die Thränen nicht mehr zurück halten und ſagte: „O meine liebſten Aeltern, wie vielen Dank bin ich Ihnen ſchuldig! Was wäre ich ohne Sie! Ach, ewig kann ich es Ihnen nicht vergelten, was Sie an mir gethan haben. Gott wolle Ihr Vergelter ſeyn! Er wolle mich einſt in den Stand ſetzen, für das unausſprechlich viele Gute, das Sie an mir thaten, Ihnen und meinen lieben Geſchwiſtern meinen Dank durch die That zu bezeugen.“

„Ja, lieber Anton, ſagte der Förſter, ich kann es dir nicht verhehlen, wir thun viel an dir; und wenn ich deine Geſchwiſter hier ſo anſehe — ſo möchte ich faſt ſagen, zu viel. Denn

was mich und meine geliebte Hausfrau betrifft, so brauchen wir wohl wenig mehr. Unsere Haare sind bereits grau. So lange wir noch leben, haben wir wohl noch Brod. Allein, mein lieber Anton, wenn eines oder das andere deiner Geschwister einmal in Noth kommen sollte, so vergiß nicht, wie wir dir aus der Noth geholfen haben, und laß sie nicht in der Noth stecken. Gieb mir die Hand darauf, Anton! Nicht wahr, du verläßt deine Geschwister nicht?" „O lieber Vater, rief Anton, indem er dem Förster die Hand reichte, ich müßte ja der undankbarste Mensch von der Welt seyn, wenn ich Ihrer Wohlthaten je vergessen könnte. O gewiß — Ihre Liebe ist mir ewig unvergeßlich. Meine größte Glückseligkeit auf der Welt soll es seyn, Ihnen, lieber Vater, meiner besten Pflegmut-

ter oder meinen lieben Geſchwiſtern Gutes erweiſen zu können.“

„Ich glaube dir, Anton, ſagte der Förſter; doch — nun iſt es Zeit, daß wir ſcheiden.“ Er ſtand auf und ſprach: „Knie nieder, lieber Sohn, damit ich dir noch den väterlichen Segen gebe.“ Anton kniete nieder. Der Förſter erhob ſeine Augen zum Himmel; es war etwas Ehrwürdiges und Feyerliches in ſeinem Angeſichte und ſeiner Geſtalt. Er ſegnete den Jüngling und ſprach: „Gott begleite dich auf allen deinen Wegen, bewahre dich vor Sünde, und führe dich gut und unverdorben wieder in unſere Arme zurück.“ Die Mutter und die Kinder ſtanden alle mit gefalteten Händen und weinenden Augen andächtig umher, und ſagten mit gerührten Herzen: „Amen!“ Der Förſter hob den Anton auf, ſchloß ihn in die

Arme

Arme und ſagte: „Nun — zieh hin und Gott ſey mit dir! Habe Ihn ſtets vor Augen — und vergiß nicht, daß ſein allſehendes Auge dich überall ſehe. Halte dich für zu gut, etwas Böſes zu thun. Die Güter und Lüſte dieſer Erde ſind es nicht werth, daß wir ihrethalben unſer Gewiſſen beſchweren. Gedenke, daß wir nicht für dieſe kurze Zeit, die wir auf Erden zu leben haben, geſchaffen ſind und daß eine Ewigkeit ſey. Meide nicht nur das Böſe, ſondern auch jede Gelegenheit, Böſes zu thun. Beſonders fliehe ſolche Menſchen, die über den frommen Glauben unſerer Vorältern ſpotten und ſich über reine Sitten luſtig machen. Noch einmal — lebe wohl und Gott ſey mit dir.“

Die Förſterin ſagte mit Augen voll Thränen: „Anton! Sieh dieſe meine

rothgeweinten Augen, diese meine nassen Wangen! Um dieser Thränen willen bleibe Gott ergeben, gut und rechtschaffen. Gedenke dieser Thränen, wenn du in Versuchung kommest, Böses zu thun. Bisher hast du uns nur Freude gemacht; betrübe uns nie. So herzlich ich jetzt weine, so fühle ich dabey doch vielen Trost! Aber wenn wir je etwas Unrechtes von dir hören sollten, dann würden ich, und wir alle, die bittersten Thränen weinen. Vergiß unserer treuherzigen, väterlichen und mütterlichen Ermahnungen — und der letzten Ermahnung deiner seligen Mutter — in deinem Leben nicht, und lebe wohl.

Die ganze Familie begleitete den tief gerührten, traurigen Jüngling noch eine weite Strecke Weges, fast bis zu Ende des Waldes. Endlich sagten sie ihm alle noch einmal Lebewohl! Anton ging — sie aber blieben stehen. Er sah noch

sehr oft um, und winkte ihnen mit dem Hute. Der Förster und Christian winkten ihm auch mit ihren Hüten, und die Försterin und die zwey Töchter mit ihren weißen Tüchern, bis er endlich mit seinem Wanderstab in der Hand und seinem Felleisen auf dem Rücken hinter einem waldichten Hügel verschwand.

Fünftes Kapitel.

Ein Weihnachtsgeſchenk.

Der heilige Weihnachtsabend war, ſeit Antons Abreiſe bereits das dritte Mal, wieder angebrochen. Der Förſter kam heute mit ſeinem Sohne Chriſtian früher aus dem Walde nach Hauſe. Es war ſehr kalt. Der Abendhimmel ſtrahlte glüheudroth durch die Fenſter in die Stube. Die runden Scheiben fingen ſchon an zu gefrieren und ſchimmerten in dem röthlichen Abendſchein wie Edelſteine. Der Förſter ſetzte ſich in ſeinen Lehnſeſſel neben dem großen Ofen. Er legte mehr Holz zu;

denn der Ofen war so eingerichtet, daß man ihn auch in der Stube öffnen konnte. Die Flamme loderte bald hoch auf, verbreitete einen wallenden Schimmer durch die Stube, spiegelte sich in den Fenstern und vermehrte das Funkeln der gefrornen Fensterscheiben.

Jetzt kam die Försterin in die Stube. „Ist kein Brief von Anton da?“ fragte der Förster. „Nein!“ sagte sie mit betrübtem Angesichte. „Wunderlich! sprach der Förster und schüttelte den Kopf. Auf den Weihnachtsabend war sonst allemal richtig ein Brief von ihm da. Er schrieb immer sehr ausführlich und seine Briefe waren mir immer die angenehmste Weihnachtsfreude. Was treibt der Junge, daß er nicht schreibt?“

Kaum hatte der Förster dieses gesagt, so trat ein Bothe mit weißange-

duftetem Haare in die Stube. Er hatte einen Brief in der Hand und eine neue Kiste von Tannenholz auf dem Rücken, die zwar nur ganz flach, aber ziemlich breit und so hoch war, daß der Mann sich bücken mußte, um in die Stube zu kommen. „In dem Kistchen wird wohl ein Spiegel seyn!“ sagte Katharine. Der Bothe überreichte dem Förster den Brief und lud die Kiste ab. „Der Brief ist von dem Herrn Mahler Riedinger, sagte der Förster. Wie kommt das? Nun glaube ich bald, daß dem armen Anton ein Unglück begegnete.“ Er riß den Brief eilig auf, und durchlief ihn am Glanze des Feuers, das aus dem Ofen strahlte, mit begierigen Blicken. „Denkt nur, rief er freudig, Anton schickt uns bis aus Rom ein Gemälde zum Weihnachtsgeschenk. Er hat es, zusammengerollt, an Herrn Riedinger übermacht,

und ihn ersucht, es in eine reiche goldene Rahme fassen zu lassen, und dafür zu sorgen, daß wir es auf den heiligen Abend sicher bekämen. Das Gemälde sey ein wahres Meisterstück, schreibt Herr Riedinger. Der Anton ist doch ein trefflicher Junge; ich möchte ihn sogleich umarmen."

„Katharine! rief er jetzt, bring doch dem ehrlichen Bothen, bis das Essen kommt, einstweilen ein Glas Wein. Das wird ihm gut thun; denn es ist draußen wirklich grimmig kalt." Der Bothe nahm den Wein mit Dank an; verbath sich aber das Abendessen. Er habe, sagte er, zu Aeschenthal Anverwandte, und wolle bey diesen den Weihnachtsabend und den heiligen Tag zubringen. „Auch gut!" sprach der Förster, hieß den Bothen austrinken, beschenkte ihn reichlich und entließ ihn.

„Nun, sprach der Förster, sitzt alle um mich her! Da ist in des Herrn Riedingers Brief auch noch ein Brief von Anton eingeschlossen; den will ich euch vorlesen.“ Luise sagte: „Ich will nur noch zuvor ein Kerzenlicht holen.“ „Wohl, sprach der Förster; ich kann dann den Brief mit mehr Bequemlichkeit lesen. Aber eile!“ Luise brachte die brennende Kerze sogleich auf einem glänzenden Leuchter von Messing. Alle saßen bereits begierig im Kreise umher. Der Förster las:

„Liebste, beste Aeltern und Geschwister! Sie erhalten hier ein Weihnachtsgeschenk, ein Gemälde, das ich mit vielem Fleiße gemahlt habe. Es stellt den neugebornen Heiland in der Krippe vor. Mehrere Künstler versicherten mich, das Bild sey mir sehr gut gelungen. Ich wünsche, daß es Ihnen nur halb so viel Freude machen möchte, als mir

die Vorſtellung des Kindes Jeſu in der Krippe machte, da ich das erſte Mal in Ihr Haus trat. Gewiß würden Sie dann keine geringe Freude daran haben.“

„Ach, daß ich doch mit dem Bilde ſelbſt zu Ihnen reiſen, und es Ihnen überreichen könnte! Es iſt zwar dahier ein herrliches Land! Jetzt, im Monate November, da ich dies ſchreibe, iſt es bey Ihnen wohl ſchon längſt Winter, und Ihr Dach und die Tannen und Eichen umher ſeufzen unter der Laſt des Schnees. Aber hier prangen die Zitronen- und Pomeranzenbäume noch mit ſilberhellen Blüthen und goldenen Früchten. Dennoch ſehne ich mich unter all dieſen Herrlichkeiten nach Ihrem ländlichen Kaminfeuer zurück, an dem ich die ſeligſten Stunden meines Lebens zugebracht habe.“

„Ihrer Güte habe ich es zu danken, daß ich unter dem milden Himmel Italiens lebe, daß ich, wenn ich je diesen Namen verdiene, ein Künstler bin. Jene gemüthliche Vorstellung der Krippe Jesu für Kinder, so unvollkommen sie auch seyn mochte, weckte mein Talent zuerst. Immer steht sie mir noch vor Augen, und was ich auch, allerdings ohne Vergleich Herrlicheres, von Kunstwerken sehe, so werde ich doch nicht so, wie damals, davon entzückt. Ach, die seligen Jahre der Kindheit gehen doch über alles! Da erblicken wir alles umher wie verklärt vom goldenen Glanze der Morgenröthe. Schade, daß sie so schnell vorüber sind!“

„Jetzt, in diesem Augenblicke, da Sie diesen Brief lesen und meine Mahlerey betrachten, bin ich im Geiste unter Ihnen zugegen. Ich erinnere mich mit gerührtem Herzen, wie ich halb er-

ſtarrt unter Ihr ländliches Dach kam, wie mich die gute Mutter mit warmen Speiſen erquickte, wie Sie mich zu Ihrem Kinde aufnahmen, wie Chriſtian, Katharine und Luiſe ihre Weihnachtsgeſchenke ſo freudig mit mir theilten. O liebſter Vater! ich küſſe dankbar Ihre und meiner Pflegmutter ehrwürdige Hände. Ich umarme alle meine Geſchwiſter. Ich freue mich jetzt ſchon im Voraus, Ihnen nach einigen Jährchen nicht blos im Geiſte und aus weiter Ferne, ſondern von Angeſicht zu Angeſicht ſagen zu können, wie von ganzem Herzen ich ſey — Ihr dankbarer, Sie innigſtliebender Anton. Rom, den 15. November 1756."

„Das iſt ein Brief, ſagte der Förſter und wiſchte ſich die Augen; was wir auch an den Jungen gewendet haben, es iſt alles noch zu wenig. Ich ſetzte zwar immer keine kleinen Hoff-

nungen auf ihn; allein er übertrifft sie alle bey weitem. Niemals hätte ich geglaubt, eine solche Freude an ihm zu erleben. Doch, sagte er jetzt lächelnd, ich denke, das Nachtessen wartet auf uns. Nach Tische wollen wir das Gemälde besehen." „O nein! riefen alle einmüthig, jetzt gleich!" „Das geht uns über das Essen!" fügte Luise noch bey; ich will nur geschwind noch eine Kerze holen, damit wir das Gemälde besser betrachten können."

Christian brachte Stemmeisen und Hammer, und öffnete die Kiste. „O wie schön! Wie lieblich! riefen alle. Welche himmlische Gestalten! Welche unvergleichlichen Farben!" Der Förster stellte das Gemälde auf ein Wandtischchen und die zwey helleuchtenden Wachskerzen darneben. Aller Augen waren auf das schöne Bild gerichtet. Die Försterin faltete andächtig die Hän-

de und ſagte: „Wahrhaftig, man kann nichts Schöneres ſehen! Mir wird es, als wäre ich wirklich bey der Krippe Jeſu zugegen! Wie freundlich, wie holdſelig das göttliche Kind uns anblickt, als wollte es bey ſeinem Eintritte in die Welt uns alle willkommen heißen! Wie Maria, an der Krippe kniend, ſo zärtlich und liebreich auf das Kind niederblickt, es mit einem Arme umfaßt, die andere Hand auf ihr tiefgerührtes Herz legt, und über dem holden Kinde aller Dürftigkeit des armen Stalles vergißt! Wie ehrwürdig Joſeph da ſteht und wie fromm er mit gefalteten Händen zum Himmel aufſchaut! Wie den Hirten die Redlichkeit aus den Augen ſieht; wie ehrerbiethig und andächtig ſie auf die Knie geſunken ſind! Und die Engel oben, wie himmliſch ſchön! Wie leicht und ſchwebend! Und welch ein heller Glanz

das Kind umgiebt, alles umher erleuchtet, und selbst den Schimmer der Engel überglänzt. Wahrhaftig, wer sich da der Geburt des Erlösers nicht freuen und mit den Engeln Gott loben und preisen wollte, der müßte ein Herz von Stein haben.“

Der Förster hatte das Bild bisher mit unverwandten Augen stillschweigend betrachtet, ohne ein Wort zu sagen. Endlich sprach er, wie aus einem Traume erwachend: „Ja, du hast Recht! Wenn wir diese heilige Geschichte, so schön gemahlt und in eine Rahme gefaßt, vor Augen haben, so macht sie einen neuen, ganz eigenen Eindruck auf unser Herz. Ich will es einmal versuchen, ob ich es euch sagen kann, was ich alles darin finde und wie es mir um das Herz ist.“ Er schob seinen Lehnsessel herbey, setzte sich in einer kleinen Entfernung von dem Bil-

de, in der es sich am besten ausnahm, und sprach dann:

„Wir wollen, meine lieben Kinder, unsre Augen zuerst auf das göttliche Kind in der Krippe richten! Wir wollen aber jetzt auf einige Augenblicke seiner göttlichen Abkunft noch nicht gedenken; wir wollen es zuerst nur als ein Menschenkind betrachten. Schwach und hülflos, in arme Windeln eingewickelt, liegt es auf ein wenig Heu und Stroh. Aber die liebvolle Mutter begrüßt es mit freundlichem Lächeln und voll der zärtlichsten Sorgfalt, es wohl zu verpflegen; und der treue Nährvater steht theilnehmend dabey, bereit mit seinem stärkern Arm Mutter und Kind zu schützen, mit seiner arbeitsamen Hand beyde zu ernähren. Ein treuer Vater, eine liebvolle Mutter und ein Kind, das diese treue Liebe, sobald es zur Besinnung kommt, dank-

bar erwiedert, iſt der ſchönſte Anblick auf Erden, über den ſich Engel erfreuen müſſen. Dieſes liebliche Drey — Vater, Mutter und Kind — hat Gott ſo zuſammen gefügt.“

„O meine Kinder, denkt daher bey dieſem Kinde in der Krippe: Als ein ſchwaches Kind bin auch ich einſt ſo dagelegen, wo man mich hinlegte. Ich hätte verſchmachten müſſen, wenn meine Aeltern ſich meiner nicht liebreich angenommen hätten. Allein mit Freude und Jubel wurde der kleine fremde Gaſt aufgenommen, und alles war ſchon zu ſeiner Ankunft bereitet. Meine Mutter hüllte mich in meine erſte Bekleidung, die Windeln, die ſie wohl ſelbſt geſponnen, gebleicht und genäht hatte. All ihr Sinnen und Trachten Tag und Nacht ging nur darauf, daß mir nichts abgehen möge. Sorgſam wachte ſie an meiner Wiege, wenn ich ſchlief; man-

che Nacht brachte ſie ſchlaflos zu, aus zärtlicher Liebe zu mir! Der treue Vater theilte ihre Sorge und arbeitete für beyde. So denket und danket Gott, daß Er euch gute Aeltern ſchenkte! Denn Er iſt es, der aus Liebe zu euch etwas von ſeiner unausſprechlichen Liebe in das Herz eurer Mutter pflanzte, und eurem Vater von ſeinem treuen Vaterſinne mittheilte und ihm das Vaterherz gab. Seyd aber auch nicht undankbar gegen eure Aeltern. Ein Sohn, eine Tochter, die es vergeſſen könnten, was die Mutter mit ihnen ausſtand, was der Vater für ſie that, ſie zu ernähren, zu kleiden, zu erziehen, wären ohne alles menſchliche Gefühl.“

„Laßt uns nun, meine Kinder, nachdem wir die heilige Familie betrachtet, zu den heiligen Engeln, die dort oben ſchweben, hinaufblicken — und einen Blick auf die Thiere des Stalles

werfen. Da wird uns die Würde und die Bestimmung des Menschen klar. — Schaut erst noch einmal der heiligen Jungfrau in das milde Angesicht voll himmlischer Unschuld und unaussprechlicher mütterlicher Zärtlichkeit! Betrachtet die aufrechte Gestalt des ehrwürdigen Josephs, wie er so voll Geist und Andacht die Augen zum Himmel erhebt! Sehet das holde Kind an, dessen Angesicht so lieblich lächelt, dessen Augen wie Sterne leuchten! Und nun schauet auf die rauhen haarigen Thierköpfe — des Ochsen und des Esels hin. Wie dumm und vernunftlos sie darein sehen! Wie das Maul hervorsteht, und uns zu erkennen giebt, daß sie nur auf Futter bedacht sind und von nichts Höherem und Besserem wissen. Sie sind nicht einmal eines freundlichen Lächelns fähig! O, wem erscheint bey dieser Vergleichung der Mensch nicht

als ein höheres Wesen? Wahrhaftig, er gehört einer höhern Reihe von Geschöpfen an. Der roheste Mensch hielte sich ja für beschimpft, wenn man zu ihm sagte: Du bist um nichts besser, als der Ochs, der deinen Pflug zieht, als der Esel, der deine Säcke zur Mühle trägt und dann verfault. Nein, der Mensch gleicht vielmehr den heiligen Engeln Gottes, die ihren Schöpfer erkennen, sich Seiner freuen und Ihm lobsingen. Der Mensch ist das einzige Geschöpf auf Erden, der dieß auch kann. Sey es, daß er einige Aehnlichkeit mit den Thieren hat; er ist doch den Engeln des Himmels näher verwandt. Sey es, daß er weinend und wimmernd zur Welt kommt, daß er vieles ausstehen, vieles leiden muß, bis er in seiner vollen Blüthe dasteht, daß er dann nach kurzer Zeit wieder gleich einer Blume dahinwelkt, gleich

den Thieren dahin modert — nur seine Erdengestalt zerfällt zu Staub. Es ist ein unsterblicher Geist in ihm; er ist ein Engel in schwaches Fleisch und Blut verhüllt. Sobald diese Hülle abfällt, ist der Engel vollendet — wenn anders der Mensch seine Bestimmung auf Erden erfüllt und dem Willen des Schöpfers gemäß gelebt hat."

„Sehr gut hat der Mahler, außer den größern Thieren noch ein Lamm und ein Körblein voll Früchte angebracht, die man als ein Geschenk für das neugeborne Kind am Fuße der Krippe erblickt. Dem Menschen sind alle übrige Geschöpfe der Erde unterworfen. Er bezähmt die stärksten Thiere und sie müssen ihm dienen; ihm giebt das Schaf Milch und Wolle; ihm bringt die Erde ihre schönsten Früchte hervor. Nur ein weniges hat Gott den Menschen den Engeln nach-

geſetzt, hat ihn mit Ehre und Hoheit gekrönt, hat ihn zum Herrn ſeiner Werke gemacht und alles ihm zu Füßen gelegt.“

„Auch der Ort, an dem wir dieſes Kind und ſeine Aeltern erblicken, die arme Krippe und der dürftige Stall, ſind nicht ohne Bedeutung. Der Menſch bedarf keines Palaſtes, um hier auf Erden ſeine Beſtimmung zu erreichen. Er kann in der elendeſten Strohhütte zufrieden leben und ſelig ſterben. Wir erblicken in dem Stalle nur Armuth und Mangel. Allein um wahrhaft glücklich, aller wahren Ehre würdig und von ächtem Menſchenadel zu ſeyn, braucht der Menſch weder Sammet noch Seide, weder Gold noch Silber. Gerade im Wichtigſten hat Gott keinen Unterſchied unter den Menſchen gemacht. Ein armer Stall beherbergt hier die heiligſten, die ſeligſten, die ehrwürdigſten

Menschen, die je auf Erden gelebt haben.“

„Doch — meine Kinder, was ich euch bisher gesagt habe, ist für uns wohl sehr erfreulich und tröstlich. Allein es gilt nur von dem Menschlichschönen dieser Geschichte. Die göttliche Abkunft und die hohe Bestimmung dieses göttlichen Kindes ist erst das Allerwichtigste. Denn Jesus Christus, der menschgewordene Sohn des Allerhöchsten, ist in diese Welt gekommen, die Menschen, die von Gott und ihrer ursprünglichen Würde abgefallen und deßhalb verloren waren, zu retten. In Ihm erschien uns die Menschenfreundlichkeit Gottes sichtbar; in Ihm erblicken wir Gott in Menschengestalt. Er ward zwar in tiefster Armuth geboren, lag als ein Kind in einer Krippe, hatte in dieser Welt nicht so viel Eigenes, wo er nur sein Haupt hinlegen

konnte, und ſtarb gleich einem Uebelthäter am Kreuze. Allein ohne alle irdiſche Hülfsmittel, ohne Reichthümer und bewaffnete Macht, hat Er durch ſeine göttliche Weisheit, Liebe und Allmacht die Geſtalt der Erde verändert, das Menſchengeſchlecht erleuchtet, veredelt, dem Verderben entriſſen — und ſo ſeine göttliche Abkunft bewährt. Darauf wird in dieſem Gemälde, ſo wie in der Geſchichte, ſehr ſchön gedeutet.

Seht, ringsumher iſt es Nacht; tiefes Dunkel deckt die nächtliche Gegend; nur das Licht, das von dem göttlichen Kinde ausgeht, erhellt alles mit ſeinem Glanze. So bedeckten bey der Geburt Jeſu die Finſterniſſe der Unwiſſenheit und des Heidenthums die Erde; in Jeſus Chriſtus iſt aber der Welt ein Licht aufgegangen, das jeden Menſchen erleuchtet,

der in die Welt kommt. Die Menschen waren in Sünde und Laster versunken, viele glichen an Rohheit — den Thieren des Stalles; manche hatten sich durch Lasterhaftigkeit sogar unter das Vieh herabgewürdigt; allein durch Christus wurden alle, die wahrhaft an Ihn glaubten, zu besseren Menschen, zu Heiligen, zu Engeln in Menschengestalt neu umgeschaffen. So unwissend und sündig die Menschen waren, so elend waren sie auch. Allein seht, wie selig sind schon die Menschen, die seine Krippe umgeben und sich seiner Geburt freuen! Maria, Joseph, die Hirten fühlen im Anblicke des neugebohrnen Erlösers sich über allen Erdenjammer erhoben. Er, der in die Welt gekommen, die Menschen von allem Elende zu erlösen, ihnen wahre Freude und den göttlichen Frieden vom

Him-

Himmel zu bringen, machte schon bey seiner Geburt damit den Anfang. Die Worte des Engels erschallen noch immer an alle Menschen: „Ich verkünde euch große Freude; es ist euch ein Erlöser geboren, der da ist Christus, der Herr.“

Zu Ihm steht jedem Menschen der Zutritt offen. Er offenbarte sich zuerst armen, einfältigen Landleuten — den Hirten, auch seine Mutter ist arm, sein Nährvater ein Handwerker, der mit harter Arbeit sein Brod erwirbt. Schon bey der Krippe Jesu wird uns gezeigt, daß Reichthum, hoher Rang und Erdenweisheit vor Ihm nichts gelten. Er will nur Menschen um sich sammeln, die eines guten Willens sind, wie Maria, die heiligste Jungfrau, wie Joseph, der Gerechte, wie die Hirten, diese frommen Männer voll Gottesfurcht und Recht-

schaffenheit. Doch weiset Er auch den größten Sünder nicht zurück, der seine Sünden bereut und sich ernstlich bessern will. Darauf deutet schon der Namen des göttlichen Kindes. Deßwegen verkündete der Engel Marien den göttlichen Befehl: „Ihm sollst du den Namen Jesus geben!“ Deßhalb wiederholte er diesen Befehl dem Joseph: „Jesus, das heißt Erlöser, sollst du Ihn nennen, denn Er wird sein Volk von Sünden erlösen.“ Das sündige Menschengeschlecht sollte sein Volk, ein heiliges Volk Gottes werden. Deßwegen sehen wir über der Krippe Jesu den offnen Himmel. Er wollte den Menschen den verschlossenen Himmel wieder öffnen, ein Himmelreich auf Erden gründen, und so Himmel und Erde wieder vereinigen. Darüber freuen sich die heiligen Engel Gottes, jubeln und frohlocken, preisen Gott in der Höhe und wünschen den

Menſchen Glück zu dem Heile, das Ihnen durch Chriſtus bereitet ward.“

Was uns bey der Krippe Jeſu verkündet wird, das hat Jeſus Chriſtus erfüllt, ſo große Hinderniſſe Ihm auch der Unglaube und die Hartnäckigkeit der Menſchen entgegen ſetzte; an ſo vielen ſeine Geburt und ſein Tod verloren war. Er gründete ein Himmelreich auf Erden, und ſein Werk beſtand. Manche Welterobeerer ſtifteten indeſſen Weltreiche; allein ſie überlebten ihre Reiche nicht lange, oder ſahen wohl noch lebend ſie in Trümmer zerfallen. Das Reich Jeſu allein — das wahre Chriſtenthum — breitete ſich immer weiter aus und beſtand bis auf dieſe Stunde. Ganze Völker kamen zum Glauben an Ihn und Könige zierten ihre Kronen mit ſeinem Kreuze. Die alten heidniſchen Gräuel, Menſchenopfer und dergleichen, verſchwanden aus den

christlichen Ländern der Erde. Eine Menge von Tempeln und Kirchen erhoben sich, in denen der wahre Gott angebethet und göttliche Wahrheit gelehrt wird. Unzählige Schulen, Armenanstalten, Krankenhäuser kamen durch die christliche Liebe zu Stande. Wie viele Kinder, Armen und Kranken müßten ohne diese milden Stiftungen in Unwissenheit, Lasterhaftigkeit und Elend umkommen! Millionen von Menschen haben im Glauben an Christus Beruhigung über begangene Sünden gefunden, und sind durch Ihn edle Menschen geworden. Und noch jetzt, so sehr auch der Unglaube und das Verderben über Hand nehmen, schlagen Ihm unzählige Herzen und finden in Ihm Trost in Noth und Tod. Noch immer wird das Evangelium, die Freudenbothschaft von Ihm, den Heiden verkündet, und wilde Völker bekehren sich zum Glauben an Ihn,

freuen sich der himmlischen Wahrheit und nehmen sanftere Sitten an. Der Geburtstag Jesu ist daher der wichtigste Tag in der Weltgeschichte, und mit Recht fingen die weisen Alten von diesem Tage eine neue Zeitrechnung an. Jede Jahrszahl soll uns daran erinnern, der Geburtstag Jesu sey der Geburtstag des Lichtes und Heiles für alle Menschen, die Ihm Augen und Herzen öffnen wollen — der Geburtstag des wahren Menschenglückes, der Erleuchtung und Veredlung des Menschengeschlechtes. Laßt uns denn, meine Kinder, an diesem Abende und am morgigen Tage dem Erlöser aufs neue huldigen und in den Lobgesang der Engel mit einstimmen."

So sprach der Förster; die Försterin sagte gerührt: „Ja, Kinder, das wollen wir! Das schöne Gemälde, das Anton uns schickte, ist das schönste

Weihnachtsgeschenk, das Anton oder irgend ein Mensch — ja wohl ein Fürst! — uns hätte machen können. Die Andacht, mit der ihr die frommen Bemerkungen eures Vaters angehört habt, ist die schönste Weihnachtsfeyer, mit der wir den heiligen Abend feyern können. Wir wollen das Heil, das uns Gott durch den neugebornen Heiland bereitete, dankbar annehmen. Dann ist der Geburtstag des Erlösers auch der Geburtstag unsers Heils."

Sechstes Kapitel.

Widerwärtige Schicksale des Försters.

Der treffliche Förster hatte mit den Seinigen seit Antons Abreise mehrere Jahre in Ruhe und Zufriedenheit verlebt. Seine Kinder waren erwachsen; der Sohn ein rüstiger junger Mann, die Töchter blühende Jungfrauen; alle sehr gut erzogen und von untadelicher Aufführung. Allmählig empfand der gute Vater aber die Beschwerden des herannahenden Alters. Er war darauf bedacht, seinen Dienst dem Sohne abzutreten. Der Fürst des Landes besuchte jährlich im Herbste auf einige Tage das

fürstliche Jagdschloß Felseck; denn die Jagd war ihm bey seinen vielen Geschäften immer einige Erholung. Er war ein sehr leutseliger Herr; jeden seiner Unterthanen, auch den Geringsten, hörte er liebreich an und redete freundlich mit ihm. Als der Fürst wieder auf dem Jagdschlosse angekommen, und die Jagd in dem Walde des alten Försters besonders gut ausgefallen war, näherte sich ihm der Fürst, klopfte ihm sehr zufrieden auf die Schulter und sagte: „Nun wie gehts, mein lieber Förster?“

„Eure Durchlaucht, sprach der Förster, diesen alten Schultern will die Last des Tages zu schwer werden; ich wünsche sie jüngern Schultern übertragen zu dürfen.“ „Nun, sprach der Fürst, doch wohl Eurem Sohne, dem Christian dort? Er ist ein braver Jäger, und, was ich ohne Vergleich mehr schätze, ein

ſehr guter Forſtmann. Die Waldungen ſind, wie ich auf der Jagd gar wohl bemerkte, im beſten Zuſtande. Verlaßt Euch darauf; kein Anderer bekommt den Dienſt. Er mag ihn auch einſtweilen verſehen. Indeß iſt mirs lieb, wenn Ihr noch eine Zeit die Oberaufſicht und den Förſtertitel beybehaltet. Auch die beſten jungen Leute werden leicht übermüthig und nachläßig, wenn ihr Rockkragen zu frühe mit goldenen Börtchen verbrämt wird. Es iſt mein und Euer Vortheil, wenn Ihr noch eine Zeit Förſter bleibt.“

Der Förſter bezeugte dem Fürſten für die gnädige Zuſicherung ſeinen Dank, und ſagte dann: „Es iſt aber noch ein anderer Umſtand dabey. Mein Sohn könnte ſich eben jetzt gut verheirathen — mit der Tochter meines Jugendfreundes, des längſt verſtorbenen Förſters Buſch. Das Mädchen hat erſt kürzlich auch ihre

Mutter verloren, und weiß nun nicht wohin. Sie ist arm — aber sehr fromm, fleißig und die lautere Unschuld, Güte und Bescheidenheit.“ „Nun wohl, sprach der Fürst; ich lobe es sehr, daß ein braver Mann bey seiner Wahl mehr auf Unschuld und Tugend, als Geld und Gut sehe. Ich gebe ihm die Erlaubniß zu heirathen mit Vergnügen — und die Anwartschaft auf den Försterdienst dazu. Ich werde sogleich Befehl geben, damit das Dekret ausgefertigt werde.“

Der Förstersohn, der voll banger Erwartung in einiger Entfernung stand, kam auf den Wink seines Vaters herbey, und dankte dem Fürsten. Die Heirath kam zu Stande. Mit der jungen sanften Frau kam neuer Segen in das Haus; Friede und Eintracht wohnten unter dem Dache des guten Försters. Dem alten Manne wurde noch die Freude, seine Enkel auf seinem Schooße zu sehen, und

die alte Försterin wurde wie verjünget, nun ihre kleinen Enkel pflegen und tragen zu können. Die Töchter des Hauses lebten mit der jungen Försterin wie mit einer Schwester. Alle waren sehr glücklich.

Allein bald kam über dieses glückliche Haus eine große Widerwärtigkeit. Sie entspann sich aus einer alten Geschichte, die der alte Förster beynahe vergessen hatte. Jener junge Herr von Schilf, der ehemals mit dem Förster öfter auf die Jagd gegangen war, hatte bald darauf sich herausgenommen, allein und ohne Erlaubniß des Försters in den Wald zu gehen, und alles, was ihm zu Gesicht kam, ohne Erbarmen niederzuschießen. Der Förster traf ihn im Walde und sagte: „Das Wildschießen ist sehr strenge verbothen. Haben Sie, mein lieber junger Herr, Lust zur Jagd, so kommen Sie, wie bisher, zu mir.

Ich nehme Sie dann gern mit mir, und weiſe Ihnen die beſten Plätze an, wo Sie dann nach Herzensluſt ſchießen können. Allein das darf ich nicht zugeben, daß Sie eigenmächtig in dem mir anvertrauten Forſte ſchalten und walten.“ Wer aber nach wie vor auf die Jagd ging, war der junge Herr. Der Förſter traf ihn wieder, nahm ihm das Gewehr und ſagte: „Gott weiß es, ich thu es ungern. Allein ich muß. Die Befehle ſind ſtreng; ich kann nicht anders. Wenn ich Sie nochmals treffe, muß ich weitere Anzeige machen, und dann — geht es Ihnen nicht gut.“ Der brave Förſter ging überdieß noch zu dem alten Herrn von Schilf, und bath ihn, dem jungen Herrn das Jagen zu verbiethen. Der alte Herr ließ zwar ſonſt ſeinem Sohne alles hingehen. Allein dieſes Mal ward er doch ſehr aufgebracht; er fürchtete die fürſtliche Un-

gnade. Er drohte ſeinem Sohne mit der Enterbung, wenn er noch ein einziges Mal auf die Jagd gehen würde; es ſey denn, der Förſter gehe mit ihm. Allein der junge Herr war es ſchon gewohnt, ſeinem Vater nicht zu gehorchen. Bald darauf hörte der Förſter einen Schuß, eilte hin und traf den jungen Herrn bey einem erlegten Hirſch. Der Förſter machte die Anzeige. Der alte Herr von Schilf reiſete ſelbſt zum Fürſten und flehte um Gnade. Der Fürſt ſagte: „Nach den Geſetzen ſollte der junge Herr in das Zuchthaus wandern. Ich will ihn zwar begnadigen; allein läßt er ſich noch einmal treffen, ſo ſchicke ich ihn ſicher dahin — und da begreifen Sie wohl, daß ich mir denn einmal keinen Rath oder andern Diener aus dem Zuchthauſe nehmen kann.“ Die Sache wurde ſo beygelegt. Der junge Herr von Schilf faßte aber einen

grimmigen Haß gegen den ehrlichen Förster, und glühte, wiewohl indeß viele Jahre verflossen waren, noch immer von Rache gegen ihn.

Jetzt starb der Fürst sehr unerwartet; der Erbprinz war noch minderjährig und befand sich eben auf Reisen. Es wurde eine Vormundschaft angeordnet und in dem Lande ging manche Veränderung vor. Der junge Herr von Schilf, der sehr reich war und angesehene Verwandte hatte, wurde Oberförster. Mit großer Pracht zog er in das fürstliche Jagdschloß Felseck ein, von dem ihm ein Theil zur Wohnung angewiesen wurde. Er war nunmehr der Vorgesetzte des guten Försters, und quälte den alten Mann unsäglich. Des Tadelns war kein Ende. Der Förster konnte ihm nichts recht machen.

Der Erbprinz hatte zwar nunmehr die Regierung angetreten. Allein der Oberförster von Schilf, der sehr abgeschliffen, gewandt und beredt war, wußte den obersten Forstmeister, der bey dem neuen Fürsten sehr viel galt, ganz für sich einzunehmen, und ward nun gegen den guten Förster noch übermüthiger und feindseliger, als zuvor. „Ihr taugt nicht mehr zum Dienste, sagte er einmal zu ihm; ich werde darauf antragen, einen brauchbareren Mann für den schönen Forst zu bekommen.“ Der Förster sagte: „Herzlich gern lege ich mein Amt nieder. Ich hätte es schon längst gethan, wenn der hochselige Fürst es zugegeben hätte. Es ist also mein Sohn Förster.“ „Das wäre! sagte Herr von Schilf höhnisch lächelnd. Da müßte ich auch etwas davon wissen.“ Der Förster berief sich auf jenes fürstliche Dekret, dem zu Folge sein Sohn

geheirathet hatte. „Pah, rief Herr von Schilf, ich kenne es wohl.“ Er wußte es sehr künstlich auszulegen. „Es ist, sagte er, blos ein Versprechen auf Wohlverhalten; nichts weiter. Der Junge taugt aber nichts. Ich werde meinen Mann besser zu wählen wissen.“

Der alte, graue Förster bemühte sich vergebens, eine Thräne zu verhehlen und sagte: „Seyn Sie nicht ungerecht, Herr Oberförster! Sie glaubten sich einmal von mir beleidigt. Deßhalb sollten Sie sich zweyfach in Acht nehmen, mir wehe zu thun.“ „Was, rief Herr von Schilf, und seine Augen funkelten von Zorn; Ihr selbst erinnert mich an Eure Grobheiten! Ihr selbst mahnt mich daran, daß Ihr mir mein einziges Jugendvergnügen geraubt und mich bey Hofe angeschwärzt habt. Ihr seyd ein ungeschliffner, übermüthiger Kerl. Von

jeher hattet Ihr keine Achtung für höhere Stände, und hieltet Euch nur an Bettlergesindel. Eurem Sohne habt Ihr gestattet, ein Mädchen ohne Heller und Pfennig, eine wahre Bettlerin zum Weibe zu nehmen. Euer hübsches Vermögen habt Ihr an den Bettelbuben, den Anton, weggeworfen. Ihr wußtet Euer eigenes Vermögen nicht zu verwalten, wie solltet Ihr fremdes Eigenthum und das Interesse des Fürsten gut besorgen? Geht, geht, mit Euch ist nichts anzufangen. Ich hoffe, wir werden bald wenig mehr mit einander zu thun haben und Ihr sollet mir bald gar nicht mehr unter die Augen kommen."

Der Förster ging. „Hum, dachte er auf dem Heimwege, der Oberförster mag sagen, was er will. Meine Waldungen sind in der besten Ordnung. Er kann, so abgeneigt er mir auch ist, mir nichts anhaben. Ich lasse es darauf an-

kommen.“ Er sagte indessen zu Hause den Seinigen von allem, was der Oberförster gesagt hatte, nichts, um sie nicht ohne Noth zu betrüben.

Allein bald darauf, da der alte Mann eben aus dem Walde zurückgekommen war und in seinem Lehnsessel ausruhte, trat ein Bothe in die Stube, und überreichte ihm ein Schreiben vom Oberforstamte. In dem Schreiben stand: Der bisherige Förster Grünewald sey vermög höchsten Befehls, wegen Altersschwäche und davon herrührender Unfähigkeit, seines Dienstes entlassen und der Forst bis zur Wiederbesetzung einstweilen dem benachbarten Förster zu Waldenbruch zur Verwaltung übergeben worden. Von einem Ruhegehalt für den verdienten alten Mann, von einer andern Anstellung seines Sohnes war keine Rede. Nur wurde noch bemerkt, der abgekommene Förster solle

sich von dem Augenblick an, da er dieses Schreiben erhalte, nicht mehr unterstehen, im Walde einen Schuß zu thun oder sich auch nur mit einem Gewehre blicken zu lassen, bey Strafe, daß es ihm abgenommen werde.

Der alte Förster öffnete das Schreiben und ward sehr bestürzt; seine Hand zitterte, in der er es hielt. Indessen faßte er sich wieder und las den Seinigen, die in der Stube mit allerley Arbeiten beschäftigt waren, das Schreiben laut vor. Die alte Försterin und ihre zwey Töchter wurden bleich vor Schrecken. Der junge Förster glühte vor Zorn über die Bosheit des Oberförsters. Die junge Försterin stand eine Weile sprachlos da und fing dann an, laut zu weinen. Ihre Kinder, die in der Stube spielten, und die Mutter weinen sahen, weinten auch. Es entstand ein allgemeiner Jammer. Nur der alte ehr-

würdige Förſter ſtand ruhig in ihrer Mitte, und ſprach: „Vergeßt nicht, daß der alte Gott noch lebt. Du, Großmutter, höre zuerſt auf zu weinen, und gieb unſern Kindern und Enkeln ein Beyſpiel von Vertrauen auf Gott. Gegen ſeinen Willen können böſe Menſchen uns nicht ſchaden. Dieſe Prüfung kommt von Ihm; ſie wird uns einmal zu unſerm Beſten gereichen. Alſo Muth gefaßt! Gott iſt unſer mächtiger Beſchützer. Er verſtoßt uns nicht, wenn uns auch alle Welt verſtoßen ſollte. Er, der gute, reiche Vater wird es uns, ſeinen Kindern, nie an Brod fehlen laſſen. Auf Ihn wollen wir vertrauen und unverzagt und getroſt ſeyn.“

„Indeß, fuhr er fort, will ich nichts von dem unterlaſſen, was ich thun kann. Ich reiſe Morgen des Tages zum Fürſten. Er iſt ſo edelmüthig,

als ſein hochſeliger Vater. Er wird mich hören, ſo überhäuft er auch jetzt, bald nach dem Antritte ſeiner Regierung, mit Geſchäften ſeyn mag. Er iſt gerecht; er wird nicht zugeben, daß man einen alten Diener, der dem Fürſtenhauſe über vierzig Jahre treu und redlich diente, ſo ohne Weiters mit Weib, Kindern und Enkeln dem Mangel und dem Hungertode preis gebe. Du, Chriſtian, mußt mich begleiten. Wir können ja jetzt beyde abweſend ſeyn, ohne den Oberförſter um Urlaub zu bitten. Wir machen die Reiſe zu Fuß; das Reiten oder Fahren wäre für unſre jetzigen Umſtände zu koſtbar; iſt auch gar nicht nothwendig. Die nöthigen Kleidungsſtücke für die Reiſe finden in unſern Jagdtaſchen wohl Platz. Macht nur Anſtalt, daß Morgen frühe alles bereit ſey.“

Der alte Förſter war am folgenden Morgen ſchon vor Anbruch des Tages aufgeſtanden und weckte ſeinen Sohn. „Es wird mir zu lange, auf den Tag zu warten, ſagte er; es iſt ja Mondſchein und wir kennen alle Wege. Laß uns gehen!“ Die alte Förſterin legte die grüne, goldbordirte Uniform hübſch zuſammen, und ſchlug ein reines Leinentuch darüber, um ſie bequemer in die Jagdtaſche zu packen. Katharine brachte Weißzeug und einige Lebensmittel für die Reiſe. Die junge Förſterin und Luiſe machten das Frühſtück zurecht und kamen damit in die Stube. Die Kleinen ſchliefen noch. „Und bis wann gedenkſt du denn wieder zurück zu kommen?“ fragte die alte Förſterin ihren Mann. „Das weiß ich ſelbſt noch nicht genau, ſprach er; vor acht Tagen ſchwerlich.“ „Morgen über vierzehn Tage iſt der heilige Weihnachts-

abend, sagte die alte Försterin; bis dahin kommst du doch gewiß?" „Wills Gott, morgen über acht Tage, sagte der Förster. Uebrigens gehe es, wie es will, den heiligen Weihnachtsabend muß ich mit Euch feyern." „Gott gebe, in Freuden! sagte die Försterin." „Bethet indessen, sagte der Förster noch, und vertraut auf Gott. Er wird machen, daß die Sachen gehen wie es heilsam ist." Alle begleiteten die zwey Männer unter die Hausthüre. Es war noch völlig Nacht und man sah noch nicht das Geringste von der Morgenhelle. Sie gingen indessen in der kalten schauerlichen Dezembernacht getrost weiter.

Alle im Hause waren nun um die lieben Reisenden, besonders um den alten Vater sehr besorgt. Die ersten acht Tage wußten sie sich zwar immer zu trösten. Als aber weiterhin ein Tag

nach dem andern verging und die Witterung höchst unfreundlich und stürmisch wurde, und es fast unaufhörlich regnete, wurden sie sehr unruhig. „Ach, sprachen sie, der Christian, so rüstig er ist, wird genug auszustehen haben; wie aber wird der alte Vater durchkommen?“ Die zwey Kinder des jungen Försters liefen alle Augenblicke vor die Hausthüre, um zu sehen, ob der Vater und der Großvater denn noch nicht kämen.

So verfloßen zu den ersten acht Tagen noch acht Tage in Kummer und Sorgen. Ueberdieß hatte bald nach der Abreise der beyden Förster ein Jägerbursch des Oberförsters ein amtliches Schreiben gebracht. Die Försterin getraute sich zwar nicht, es zu öffnen; allein sie fürchtete, daß es nichts Gutes enthalte. Denn der Jägerbursch

hatte

hatte noch mündlich mit höhnischer Miene gesagt: „Es ist toll, daß der alte Mann mit seinem jungen Brausekopf in die Residenz lauft. Der Herr Oberförster ist seiner Sache gewiß. Sie richten sicherlich nichts aus und kehren mit Schand und Spott zurück.“ Alle im Hause betheten indeß täglich, Gott wolle die beyden Reisenden bey dem Fürsten ein gnädiges Gehör finden lassen und sie glücklich wieder nach Hause führen! Auch die Kinder betheten ungeheißen mit.

Siebentes Kapitel.

Wie es mit dem Förster weiter gegangen.

Unter diesen traurigen Umständen brach der heilige Weihnachtsabend an. Es wurde heute früher Nacht als sonst. Denn der ganze Himmel war mit schweren Wolken bedeckt. Der Sturmwind brauste durch die alten Eichen und die schwankenden Tannen des Waldes. Es schneyete und regnete sehr heftig und die Dachrinne rauschte gleich einem Regenbach, der von einem Felsen stürzt. „Ach Du mein Gott, sagte die alte Försterin, nachdem sie lange zum Fenster hinaus gesehen hatte, sie kommen noch nicht.

Wenn sie heute, am heiligen Christabende, ausbleiben, so ist ihnen sicherlich ein Unglück begegnet. Mir ist ganz unaussprechlich bange. Es ist ja ein Wetter, man sollte keinen Hund vor die Thüre jagen, und die Wege sind zum Versinken schlecht. Ach, wenn sie nur wieder da wären, gehe dann alles Uebrige, wie es wolle!"

Sie öffnete wieder das Fenster, sah hinaus und rief: „O Gottlob, nun kommen sie!" Alle eilten ihnen vor die Hausthüre entgegen; alle fragten: „Nun, wie ist es in der Stadt gegangen?" „Ich hoffe, es soll noch alles gut gehen! sagte der alte Förster. Ihr werdet aber unsertwegen Kummer gehabt haben. Wir blieben lange aus. Allein ich war auf der Reise nicht ganz wohl, und konnte nicht mehr weiter; und da es wieder besser ging, waren von dem vielen Re-

gen die Flüße und Bäche so angeschwollen, daß wir noch einige Tage aufgehalten wurden. Nun Gottlob, daß wir wieder da sind!" Er trat in das Haus, kleidete sich um, und setzte sich in seinen Lehnsessel an den wärmenden Ofen. Die alte Försterin brachte eine Flasche Wein, zwey Gläser und die brennende Oellampe. „Erquickt euch doch beyde ein wenig, sagte sie, indem sie einschenkte; ihr werdet es beyde sehr nöthig haben. Das Essen wird bald fertig seyn." „Wohl! sprach der Förster, beym Scheine des hellen Oellichtes umher schauend; es ist doch gut, wieder zu Hause zu seyn, unter den lieben Seinigen, wo man lauter freundliche und fröhliche Gesichter um sich erblickt."

Der junge Förster hatte aber indeß seiner Frau im Vertrauen gesagt: „O, es steht gar nicht gut; wir kommen wahrscheinlich um den Dienst." Diese

erschrak sehr, und sagte es heimlich den übrigen. Der alte Förster sah, wie sich auf einmal alle Gesichter verfinsterten, und von Schrecken und Angst zeigten. „Hat Christian schon geplaudert? sagte er; je nun, es ist da nichts zu verhehlen. Ihr sollet alles hören; doch werdet mir nicht zu traurig. Es ist uns ja heute Nacht ein Erlöser geboren; über dieser großen Freude müssen wir unsere kleinen Erdensorgen vergessen; wenigstens sie uns nicht zu sehr zu Herzen nehmen.“ —

„Als wir, sprach er hierauf, Abends spät in der Residenz ankamen, ging ich noch zu dem alten Forstrath Müller. Er ist ein sehr biederer Mann, dachte ich; er war vor alten Zeiten mein Oberförster und immer mein Freund. Die übrigen Räthe, die mich kannten, sind alle todt oder in Ruhe versetzt. Wiewohl auch er sich Alters halber von Geschäften zu-

rück gezogen hat, so kann er mir doch den besten Rath geben.“ So dacht' ich. Der edle Mann nahm mich auch in der That mit großer Herzlichkeit auf. Ich sagte ihm mein Anliegen. Er sprach: „Sie haben an dem Oberförster einen sehr schlimmen Feind, der dahier mächtige Freunde hat. Er will ihren Dienst einem jungen Menschen, der sein Bedienter war, zuschanzen und sendet immer die nachtheiligsten Berichte über Sie und ihren Sohn ein. Ich fürchte sehr, er dringe durch, und bringe den guten Christian um das väterliche Brod.“ „Ach, sagte ich, es wird ja nicht so weit kommen! Indeß bin ich Willens, selbst zum Fürsten zu gehen.“ „Thun Sie das, sagte der Forstrath. Ich gehe mit. Indeß kommen Sie eben jetzt zu der ungelegensten Zeit. Der Herr hat zu viele Geschäfte. Sie werden kaum vorkommen. Auch zu dem obersten Forst-

meiſter und den Forſträthen müſſen Sie gehen. Allein ich fürchte, da finden Sie keine gute Aufnahme. Herr von Schilf hat ſie alle ganz verblendet.“ Ich fand auch, daß der Forſtrath vollkommen Recht hatte. Ich machte manchen ſauren Gang. Der oberſte Forſtmeiſter nahm mich ſehr kalt auf und fertigte mich kurz ab. Die andern Räthe behandelten mich nicht viel beſſer; ich ſah nur finſtere Geſichter und mußte manche harte Rede anhören. Bey dem Fürſten aber wurde ich, da der oberſte Forſtmeiſter eben um ihn war, gar nicht vorgelaſſen. Der Oberförſter wußte mich und den Chriſtian ſehr ſchlau zu verleumden. Ich mag euch dieß jetzt nicht ausführlich erzählen; es betrifft ohnehin Geſchäfte, die ihr nicht verſteht. Alles, was wir hoffen können, iſt eine Unterſuchung; allein es iſt zu fürchten, daß ſie in ſolche Hände kommen werde, von

denen wir wenig Gutes zu erwarten haben. — Doch diese Gespräche machen uns zu traurig, und heute Abend sollten alle Menschen in der ganzen Christenheit fröhlich seyn. Es ist ja der heilige Weihnachtsabend; wir wollen der Geburt unsers Erlösers gedenken. Das wird unsern trüben Sinn erheitern.“

Er richtete seine Blicke auf das Gemälde von der Geburt Jesu, das Anton einst geschickt hatte. Es hing in der Stube an jener Stelle, wo vorhin der Spiegel gehangen, und war, damit es nicht Schaden nehme, mit einem Flor verhüllt. Die kleinen Enkel des alten Försters, zwey liebliche Kinder, Franz und Klara, hatten sich schon seit mehreren Wochen auf die Feyer des heiligen Weihnachtsabend gefreut. Sie sprangen auf und trockneten sich schnell die Thränen von ihren erheiterten Gesichtchen. „Großmutter, sagte der kleine

Franz, nimm den Flor weg von dem Bilde und zünde, wie im vorigen Jahr', die Kerzen an, damit man es auch recht sehe.“ „Und du, Großvater, sagte die kleine Klara, hole deine Harfe; wir wollen unser Weihnachtsliedchen singen, das uns die Mutter gelehrt hat.“

„Nun wohl, sprach der Förster; wir wollen ein Weihnachtslied singen. Doch, sagt zuvor noch, hat sich, während wir fort waren, nichts besonders ereignet?“ „Nichts, sagte die alte Försterin; nur ist leider, bald nach eurer Abreise, wieder ein Schreiben von dem Oberforstamte angekommen. Was es wohl seyn mag!“ Sie reichte ihm das Schreiben verschlossen hin. Er öffnete es — erblaßte — und sagte mit einem Blick zum Himmel: „Nun, Herr, dein Wille geschehe!“ Alle schauten erschrocken und erwartungsvoll auf ihn. „Was ist es denn?“ fragte die Großmutter.

„Wir sollen aus diesem Hause fort, sagte er; ja wir sollten schon fort seyn. Der Oberförster befiehlt in diesem Schreiben, das Försterhaus müsse längstens bis zum Weihnachtsabende geräumt und gereiniget seyn, damit der neue Förster auf die Weihnachtsfeyertage einziehen könne. Er droht, wenn wir ihm nicht gehorchen würden, uns durch die Amtsdiener abführen zu lassen. Mich wundert, daß sie noch nicht da sind; wir sind keinen Augenblick sicher, daß sie uns aus dem Hause werfen.“

„Ach Gott! rief die junge Försterin, jetzt, in dieser fürchterlich stürmischen Nacht! Hört ihr, wie draußen der Sturmwind braust? Wie es regnet? Wo werden wir gegen Sturm und Regen ein Obdach finden!“ Sie sank auf einen Sessel und umfaßte ihre zwey Kinder. „Guter Gott, seufzte sie, ach erbarme Du Dich dieser Un-

schuldigen!“ Der junge Förster stand mit gefalteten Händen sprachlos vor ihr, und blickte sie und seine zwey Kinder mit Augen voll Thränen an.

„O Du mein Gott, sagte die Großmutter schluchzend und die Hände ringend, in unsern alten Tagen mit Kindern und Enkeln aus dem Hause vertrieben zu werden, in dem ich gebohren bin, in dem mein Vater und mein Großvater lebten — ach, es ist schrecklich! Guter Gott, laß mich in diesem Hause, in dem ich geboren ward, vollends absterben.“

Katharine weinte stille Thränen; Luise stand zitternd und bebend da, wie ein Lamm, das man schlachten will. Der alte Förster aber mit seinem ehrwürdigen Angesichte, der hohen kahlen Stirne und den grauen Seitenlocken, blickte lange schweigend zum Himmel, und

ſprach dann ruhig und gefaßt: „Ja, meine liebſten Kinder, es iſt an dem, daß wir dieſes Haus verlaſſen müſſen. Ich weiß keinen Menſchen, der uns alle zugleich in ſein Haus aufnehmen könnte. Wir werden jetzt wohl von einander getrennt werden. Ich hoffte zwar, in eurer Mitte ein ruhiges Alter zu genießen — hoffte, ihr würdet, ſo wie ihr jetzt um mich verſammelt ſeyd, in dieſem Hauſe einſt alle an meinem Sterbebette ſtehen. Gott beſchloß es anders — wir wollen uns in ſeinen heiligen Willen ergeben.“

Er blickte auf ſeine Enkel und ſprach weiter: „Unſer Herz regt ſich, wenn wir dieſe weinenden Kinder betrachten. Gott hat noch ein liebvolleres Vaterherz gegen uns. Schickt Er ein ſo ſchweres Leiden über uns, ſo hat Er gewiß die weiſeſten Abſichten dabey. Auch dieſen Jammer wird Er zu unſerm

Beſten lenken. Wenn es einmal auf das Aeußerſte gekommen, muß es wieder beſſer gehen. Die Alten ſagten ja aus wohlbewährter Erfahrung: Iſt die Noth am höchſten, ſo iſt Gottes Hülfe am nächſten. — Wir haben in dieſer Stube viele Weihnachtsabende in Freuden zugebracht, laßt uns auch den Einen traurigen von Gottes Hand willig annehmen.

„Du haſt recht, liebſter Mann! ſagte die alte Förſterin; wir wollen alles Gott überlaſſen und in unſerm groſſen Jammer getroſt ſeyn. Ach, ich dachte oft daran, wie es Marien ſeyn mußte, als ſie nicht nur in dem Stalle übernachten mußte, ſondern bald darauf ihre Wohnung bey dunkler Nacht — wie jetzt wir — gar verlaſſen, und mit ihrem göttlichen Kinde fortziehen ſollte in ein anderes Land. O ſo groß ihr Glauben, ihr Vertrauen war, ich

denke doch, daß ihr, wo nicht um ihrer selbst, doch um ihres Kindes willen, Thränen in die Augen traten! Ich weiß, was es um ein Mutterherz ist! Ihre Leiden waren gewiß herzzerschneidend. Jeder Mensch auf Erden aber muß in ähnliche Lagen kommen. Gott laßt keines seiner Kinder ungeprüft. Jene alten Geschichten werden auf eine gewisse Art an uns erneuert. Allein Derjenige, Der Marien, in dem armen Stalle und auf ihrer traurigen Flucht, tröstende Freunde und leitende Engel zuschickte, wird auch uns nicht ohne Trost lassen. Er wird zu rechter Zeit Hülfe schicken."

Nun wurde mit einem Male an der Hausthüre geklopft. „Jetzt kommen sie, sagte der alte Förster, und werden uns aus dieser Stube vertreiben." Der Försterſohn fuhr auf, blickte nach seinem Gewehr, und rief: „Das sollen

ſie ſich nicht unterſtehn, meine grauen Aeltern, mein liebes Weib, meine Kinder, meine Schweſtern aus dem Hauſe zu werfen. Den Erſten, der an ſie Hand anlegt, den — —“

„O nein, nein, mein Sohn, ſprach der alte Vater, ſprich dieſe ſchrecklichen Worte, die du auf der Zunge haſt, nicht vollends aus. Keine Widerſetzlichkeit; nichts von unrechtmäßiger Gewalt! Gott iſt über uns und ihnen. Er allein iſt unſer Schutz und unſre Zuflucht. Wenn unſre Bitten und Vorſtellungen über dieſe Männer, die uns zu vertreiben kommen, nichts vermögen, ſo gehen wir willig aus dem Hauſe, und flüchten uns, bis die Nacht vorüber iſt, in jene Höhle des Waldes, in der wir bey ſtürmiſcher Witterung auf der Jagd oft eine Zuflucht gefunden. Ach, ſprach er, indem er aus ſeinem Lehnſeſſel aufſtand, ich wollte, ein jedes aus euch könnte mit

mir altem, vielgeprüften Manne ſagen:

Um mich hab' ich mich ausbekümmert,
Und alle Sorg' auf Gott gelegt,
Würd' Erd' und Himmel auch zertrümmert,
So weiß ich doch, daß Er mich trägt;
Und hab' ich meinen treuen Gott,
So frag' ich nichts nach Noth und Tod."

Achtes Kapitel.

Ein unerwarteter Beſuch.

Indeſſen wurde wiederholt geklopft, und noch ſtärker, als zuvor. „Geh, Chriſtian, ſagte der alte Förſter, und öffne die Thüre.“ Chriſtian ging. Nach einigen Augenblicken trat ein ſchöner, anſehnlicher Herr, den ſie nicht kannten, in einen dunkelgrünen Mantel gehüllt und mit einer Pelzmütze bedeckt, zur Thüre herein. „Das iſt der neue Förſter!“ dachten alle mit erſchrockenen Herzen. Der Unbekannte ſchien aber ſelbſt erſchrocken, ſo viele rothgeweinte Augen und ſchreckenblaſſe Angeſichter zu ſehen. Er nahm ſeine Mütze ab, ſtand

einige Augenblicke still und sagte: „Kennen Sie mich denn nicht mehr?“ „Ach Gott, rief Luise, es ist Anton!“ „Anton! rief Katharine, ists möglich?“ „Was fällt euch ein, sagte die alte Mutter; dieser Herr da ist ja viel größer und stärker als Anton.“ „Wahrhaftig, er ist es, sprach Christian, es ist Anton! Um des Himmels willen, Bruder, wie kommst du hieher? Ich hätte dich in Rom gesucht, mehrere hundert Stunden von hier!“ Der alte Vater rieb sich die Augen, als traute er ihnen nicht, trat langsam näher, eilte aber plötzlich mit weitausgestreckten Armen auf Anton zu, schloß ihn in die Arme und konnte nichts mehr sagen, als: „O mein Sohn Anton!“ Sie umarmten sich lange und innig. Nun grüßte Anton seine ehrwürdige Pflegmutter, seine Geschwister, Christian, Katharinen und Luisen, voll der herzlichsten

Freude des Wiederſehens. Auch die junge Förſterin und ihre Kinder, die er das erſte Mal ſah, grüßte er mit großer Freude und Herzlichkeit. So tief betrübt alle noch vor wenigen Augenblicken waren, ſo hoch erfreut waren jetzt alle. Die unerwartete Freude hatte alle Traurigkeit verſcheucht, wie die aufgehende Sonne die nächtlichen Schatten zerſtreut.

Jetzt aber fing die alte Mutter an: „Ach Anton, du findeſt uns in ſehr traurigen Umſtänden. Du haſt ja unſere Thränen noch geſehen, als du in die Stube herein kameſt. Ach, laß dir unſern Jammer doch erzählen.“ „Ich weiß alles, ſprach Anton; ſeyen Sie aber vollkommen ruhig, liebſte Aeltern! Ihre Angelegenheiten ſtehen aufs Beſte. Ich komme eben vom Fürſten. Er grüßt Sie, liebſter Vater, auf das freundlichſte.“

„Mich? rief der alte Vater? Wie kamst du zum Fürsten? Das begreife ich nicht. Wahrhaftig, ich fürchte, dieses alles ist nur ein glücklicher Traum.“

„Nein, sprach Anton, nichts weniger als ein Traum, sondern die gewisse Wahrheit. Setzen Sie sich einmal in ihren Lehnsessel, liebster Vater, und Sie, liebste Mutter, nehmen Sie hier Platz, und lassen Sie sich alles ausführlich erzählen.“ Er legte seinen Mantel ab und holte noch ein Paar Sessel herbey. Die erfreuten Pflegältern nahmen ihn in ihre Mitte. Alle übrigen standen umher und sahen voll Verwunderung und Erwartung auf ihn. Anton erzählte:

„Unser jetziger gnädigster Fürst war, wie Sie wissen, noch vor Kurzem als Erbprinz in Italien. Da wurden nun einmal zu Rom die Gemälde junger Künstler zur Schau ausgestellt. Er

ging hin, und unter den vielen Gemälden gefiel ihm eines ganz vorzüglich. Man ſagte ihm, ein junger Mahler aus ſeinem Fürſtenthume, Anton Kroner, habe es gemahlt. Der Prinz ließ mich rufen, lobte mich ſehr und war gegen mich ganz ungemein gnädig. Er fragte mich, was ich für das Gemälde fordere, und bezahlte mir mit fürſtlicher Großmuth viel mehr, als ich verlangt hatte. Da er die berühmteſten Gemälde zu Rom ſehen wollte, ſo mußte ich ihn öfter begleiten, durfte neben ihm in ſeinem Wagen ſitzen, ja ſogar einige Male bey ihm ſpeiſen. Nun wurden zu Rom mehrere alte Gemälde von ganz vorzüglicher Schönheit zum Verkauf ausgebothen. Der Prinz fuhr mit mir hin, ſie zu beſehen. Er fragte mich bey jenen Stücken, die ihm beſonders gefielen, um meine Meynung, und beſchloß ſie zu kaufen. Es war ein Tag beſtimmt, an

dem sie öffentlich sollten versteigert werden. Der Prinz konnte aber nicht mehr so lange bleiben; er mußte nach Hause reisen, und die Regierung übernehmen. Er gab mir daher den Auftrag, die Gemälde zu kaufen, und dafür zu sorgen, daß sie ihm sicher und unbeschädigt überliefert würden. Er bestimmte, wie viel ich im äußersten Falle für die Gemälde geben dürfte, und wies mir eine Summe Geldes an. Dieser für mich so ehrenvolle Auftrag lag mir nun sehr am Herzen. Ich war auch so glücklich, die Gemälde für eine bedeutend geringere Summe, als er mir gestattet hatte, zu erhalten. Da ich bereits alles, was für einen Mahler in Italien vorzüglich sehenswerth ist, gesehen hatte, und da eben ein Schiff zum Absegeln bereit lag, so schiffte ich mich sammt den Gemälden ein. Ich kam mit meinem kostbaren Schatze glücklich an das Land.

Da miethete ich nun für die Gemälde einen besondern Wagen, und fuhr, damit sie ja keinen Schaden nehmen möchten, selbst mit, bis wir auf dem Wagen zusammen in der Residenz anlangten. Ich eilte sogleich nach Hofe und ließ mich melden. Der Fürst war eben von der Mittagstafel aufgestanden und befand sich in seinem Kabinette. Ich kam sogleich vor. „Nun, willkommen in Deutschland, sprach der Fürst sehr freundlich; was bringen Sie mir Gutes aus Italien?" „Die Gemälde, sagte ich, die ich Eurer Durchlaucht höchstem Befehle gemäß gekauft habe." „Nun, sprach der Fürst, und wie viele davon?" „Alle!" sagte ich. „Alle!" rief er sehr erfreut; das ist ja ganz vortrefflich." Er gab sogleich Befehl, daß die Bilder ausgepackt und aufgestellt würden. Ich legte auch mit Hand an. Alle waren vollkommen unbeschä-

digt. Der Fürſt war in ſeinem größ-ten Vergnügen. Denn er iſt nicht nur ein Liebhaber, ſondern auch ein Kenner von Gemälden. Ich überreichte ihm die Quittungen für die bezahlten Gemälde. „Die Summe, ſprach er, beträgt ja ein Merkliches weniger, als ich Ihnen geſtattete.“ Ich ſagte: „Eure Durch-laucht wollen befehlen, wo ich das übri-ge Geld abzugeben habe.“ „Ach, ſag-te er ſehr gnädig, davon kann keine Rede ſeyn. Ich bin Ihnen Dank ſchul-dig. Wenn Sie mit mir zufrieden ſind, ſo bin ich es mit Ihnen noch viel mehr. Doch — Sie ſind müde von der Reiſe und haben ſich mit Auspacken noch mehr abgemattet. Sie bedürfen der Ruhe.“ Er befahl, mir ein Zim-mer in der Reſidenz anzuweiſen.

Als ich Abends in meinem Zimmer ſaß, fiel mir plötzlich ein, den alten

Forſt-

Forſtrath Müller zu beſuchen. Er war ja, außer dem Fürſten, der einzige Mann, den ich in der Reſidenz kannte, und ich erinnerte mich ſehr wohl, wie er ehemals als Oberförſter Sie, beſter Vater, öfter beſuchte und mit Ihnen in der herzlichſten Freundſchaft lebte. Er fragte mich, wie ich hieher komme. Ich ſagte es ihm. „Sie kommen zur glücklichſten Stunde!“ ſprach er, und fing nun ſogleich an, mir zu erzählen, wie es Ihnen, liebſter Vater, gehe, wie viel Verdruß Ihnen der Oberförſter mache, wie Sie deßhalb ſelbſt in die Reſidenz gekommen, wie Sie aber einige Tage vor meiner Ankunft unverrichteter Sache wieder abgereiſet wären. Ich wollte ſogleich wieder zum Fürſten. „Nicht doch! ſagte der Forſtrath, das geht nicht. Morgen frühe müſſen Sie um eine beſondere Audienz bitten. Ich werde Sie begleiten. Die Sache iſt

jetzt schon so vorbereitet, daß wir ein geneigtes Gehör finden werden." Wir wurden am folgenden Morgen sehr bald vorgelassen. Ich fing sogleich von Ihnen an, und redete mit großem Eifer. Ich erzählte, wie ich in Ihr Haus gekommen, und was Sie alles an mir gethan haben. Ich war sehr ausführlich. Der Forstrath sagte einige Male: „Zur Sache, zur Sache!" Der Fürst aber lächelte nur und sagte: „Lassen Sie! Die Dankbarkeit des guten Sohnes gegen seine alten Pflegältern gefällt mir. Wir werden ja am Ende finden, wo das alles hinaus will." Ich kam nun auf den Herrn von Schilf und sagte es gerade zu, warum er Ihnen so aufsätzig sey, und daß er als ein Wilddieb in das Zuchthaus gekommen wäre, wenn der hochselige Fürst nicht zu gnädig gewesen wäre. „Nicht doch, sagte der Forstrath ernsthaft zu mir, Sie vergessen den schuldigen Respekt.

Fürsten können kaum zu gnädig seyn. Der Oberförster war damals ein junger Mensch, und es konnte deßhalb immer einige Schonung eintreten.“ „Nur weiter, nur weiter!“ sagte der Fürst zu mir. Ich zeigte ihm nun die Briefe, die Sie, liebster Vater, mir nach Italien geschrieben. Ich hatte sie noch in der Nacht aus meinem Koffer hervor gesucht. Da ist auch nicht ein einziger darunter, in dem nicht für den Durchlauchtigen Erbprinzen, der mit mir damals in einem Lande lebte, die besten Segenswünsche enthalten wären. Der Fürst las nicht nur die Stellen, die ich ihm zeigte, sondern, nachdem er mich zuvor, mit zu vieler Gnade, um Erlaubniß gefragt hatte, die ganzen Briefe. „Nun wohl, sprach er, ich erinnere mich jetzt, daß Sie mir schon in Italien von dem wackern Manne gesagt haben; ein Mann, der so schreibt

und einen so guten Sohn erzog, kann kein schlechter Mann seyn.“ „Deßhalb, sagte ich, müssen Eure Durchlaucht den Oberförster bestrafen, und dem Sohne des Försters den väterlichen Dienst geben.“ Der Forstrath blickte mich unwillig an und sagte: „Spricht man denn auch einmal so mit dem gnädigsten Herrn.“ Der Fürst sprach aber mit Lächeln: „So schnell geht es freylich nicht, wie Sie meynen, junger Mann. Ich muß den Oberförster erst auch hören.“ Er winkte dem Forstrath an ein Fenster und redete einige Zeit besonders mit ihm. Der Forstrath setzte sich hierauf und schrieb. Der Fürst sagte aber zu mir: „Seyen Sie ruhig, es wird recht werden.“

Er redete nun, während der Forstrath schrieb, mit mir von Gemälden. „Mein seliger Vater, sagte er, hat mir eine ganz artige Sammlung hinterlassen. Ich bin begierig, was Sie dazu

ſagen. Indeß müſſen alle Gemälde wieder in beſſern Stand geſetzt werden. Dieſe Arbeit übertrag ich hiemit Ihnen. Wollen Sie das Geſchäft übernehmen?“ „Mit dem größten Vergnügen, ſagte ich; aber erſt nach den Weihnachtsfeyertagen. Am heiligen Weihnachtsabende habe ich meine ehrwürdige Pflegältern das erſte Mal geſehen; an dem Weihnachtsabende muß ich ſie wieder ſehen; beſonders da ſie in einer ſo traurigen Lage ſind, und ich ihnen erfreuliche Nachrichten bringen kann.“ „Das iſt nicht mehr als billig!“ ſagte der Fürſt. Der Dankbarkeit gegen Aeltern will ich gerne nachſtehen.“

Der Forſtrath war indeſſen mit Schreiben fertig geworden und überreichte dem Fürſten das Blatt. Der Fürſt unterzeichnete es. „Grüßen Sie mir Ihren guten Pflegvater, ſprach er zu mir, und ſagen Sie dem braven, alten Manne, er ſolle außer Sorgen ſeyn.“

„Aber wie frey Sie doch mit dem Fürsten sprachen, sagte der Forstrath, indem er mich auf mein Zimmer begleitete. Ich wehrte Ihnen immer, aber Sie achteten nicht darauf. Nun, Ihrer Liebe zu Ihren Pflegältern ist dieses zu verzeihen. Auch finde ich, der geradeste Weg ist immer der kürzeste.“ Ich fragte nun den Forstrath, was der Fürst mit ihm gesprochen und was er ihm zu schreiben befohlen. Nach vielem Bitten gestand er mir endlich, der Fürst habe gesagt: „Bald hätte man mich zu einer Ungerechtigkeit verleitet. Dort liegt ein Dekret, in dem an die Stelle des alten Försters ein andrer Mann ernannt wird. Ich fand jedoch einige Bedenklichkeiten dabey und habe, so sicher man auch darauf rechnete, es noch nicht unterzeichnet. Ich werde nun die Sache zuvor noch gründlicher untersuchen.“ Was der Forstrath schreiben mußte, war ein besonderer Befehl an den Oberförster,

ohngefähr dieses Inhalts: „Seine Durchlaucht hätten mit allergrößtem Mißfallen vernommen, wie unwürdig der Oberförster den würdigen Förster Grünewald behandle; der Oberförster erhalte hiemit die geschärfteste Weisung, bis auf weiters weder den alten Förster noch dessen Sohn im Geringsten zu beunruhigen.“ Den Befehl mußte der Forstrath sogleich durch eine Staffette absenden. „Denn, hatte der Fürst gesagt, es liegt mir sehr daran, dem alten ehrlichen Manne, sobald möglich, Ruhe zu verschaffen.“ Der Forstrath gab mir nun noch auf, Sie zu grüßen und Ihnen zu sagen: „Die Untersuchung, die der Fürst anordnen werde, falle zuverläßig zu Ihrem Besten aus, und Ihr Sohn erhalte sicher den Försterdienst.“

Der alte Förster wischte sich, so wie alle übrigen, während dieser Erzählung öfter die Augen. Jetzt stand er auf,

umarmte Anton, nahm den Flor von dem Gemälde der Geburt Jesu hinweg, blickte dankend zum Himmel, und rief: „Nun laßt uns in den Lobgesang der Engel einstimmen: Ehre sey Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen, die eines guten Willens sind.“

Neuntes Kapitel.

Der Weihnachtsbaum.

Nachdem Anton seine Erzählung geendet hatte, erkundigte er sich sehr angelegentlich nach dem Befinden seiner lieben Aeltern. Er hatte nicht ohne Schmerzen bemerkt, wie sehr beyde seit seiner Abreise gealtert hatten. Ihre grauen Haare und ihre vielen Falten preßten ihm beynah Thränen aus. Indeß ließ er sich davon nichts merken, um sie nicht zu betrüben. Gar sehr mußte er sich

hingegen verwundern, seine Geschwister, Christian, Katharine und Luise nun in der vollen Blüthe des Lebens zu erblicken. Er rief Christians beyde Kinder freundlich herbey. „Mein Gott, sagte er, so verfließt die Zeit! Ach, vor achtzehn Jahren waren Christian, Katharine und ich Kinder wie diese hier; Luise noch kleiner. Jetzt sind diese Kinder in unsre Stelle eingerückt.“ Er betrachtete die zwey Kinder mit Wohlgefallen. „Nun, sprach er, habt ihr aber auch eure Weihnachtsgeschenke schon bekommen?“ „Ach nein; sagte der kleine Franz. Der Oberförster hat uns den Spaß verdorben; er ist ein rechter Herodes.“ Die Mutter verwies ihm diese Rede. Die kleine Klara sagte: „Anton, dich hat gewiß ein Engel hieher geschickt. Hast du uns aber auch ein Weihnachtsgeschenk mitgebracht?“ „O ja wohl, sagte er, ich habe eurer nicht vergessen. Nur müßt ihr warten, bis meine Kutsche nach-

kommt. In dieſer iſt alles.“ Die Kinder gaben ſich zufrieden.

Hierauf wurde das Abendeſſen aufgetragen. Es wurde aber mehr geredet, als gegeſſen. Nach Tiſche verlangten die Kinder in das Bett. Alle übrigen blieben aber noch bey einander auf. „Den lieben Kleinen, ſagte Anton, müſſen wir morgen frühe noch eine beſondere Freude machen. Wir müſſen ihnen einen Weihnachtsbaum zurichten. Denn wie in einigen Gegenden die Krippe, ſo iſt in andern der Weihnachtsbaum Sitte. Chriſtian muß ſich aus Liebe zu ſeinen Kindern ſchon bequemen, noch dieſe Nacht aus dem nahen Walde eine junge Tanne zu holen. Das Nöthige, den Baum zu ſchmücken, bringe ich mit. Ich habe meinen Kutſcher, deſſen Pferde faſt erlegen waren, in Aeſchenthal zurückgelaſſen, und bin auf dem Fußſteig über alle Berge hieher geeilt; morgen frühe aber vor Anbruch

des Tages wird die Kutsche mit meinem Koffer und übrigem Gepäcke hier eintreffen.“

Am folgenden Morgen, sehr frühe, da die Kinder noch süß und sanft schliefen, waren schon alle Erwachsene im Hause mit Aufstellung und Ausschmückung des Weihnachtsbaumes beschäftigt. Ein junger schöner Tannenbaum mit dichten grünen Aesten wurde in der Stubenecke zwischen den Fenstern angebracht. Anton öffnete, nachdem die Kutsche abgepackt war, eine große Schachtel, die fast mit allem, was Kinder freuen kann, gefüllt war. Er hängte die kleinen Geschenke — schönes Obst, allerley buntes Zuckerwerk, niedliche Körbchen voll verzuckerter Mandeln, Kränze von künstlichen Blumen mit rosenfarbenen oder himmelblauen Bändern geziert, nebst allerley flimmernden Spielzeugen an den Baumzweigen auf. Er wußte alles sehr mahlerisch zu ordnen. Nun nahm er

auch ein Paar Dutzend kleine blecherne Lampen hervor, die mit Wachs eingegossen waren. Er hängte sie vorsichtig, damit sie den Baum schön beleuchten, aber nicht anbrennen konnten, an den Zweigen auf. Da alles fertig war, gingen Katharine und Luise, die Kinder zu wecken. „Sie dürfen aber nicht früher kommen, sagte Anton, als bis ich mit dem Anzünden der Lampen fertig bin und bis die Mutter ruft.“

Als die Kinder von den Weihnachtsgeschenken hörten, verging ihnen sogleich aller Schlaf. Man konnte sie nicht schnell genug ankleiden. Endlich rief die Mutter: „Jetzt kommt!“ Die Kinder sprangen eilig in die Stube — blieben aber von Glanz und Schimmer geblendet plötzlich stehen. Vor Erstaunen und Entzücken über den unerwarteten Anblick konnten sie Anfangs nicht reden. Sie staunten den wundersam schimmernden Baum mit starren Augen und

offnem Munde unverwandt an. Der grüne Glanz der Zweige, die Lichter, die dazwiſchen wie Sterne ſchimmerten, die hochroth ſtrahlenden Aepfel, die goldgelben Birnen, die vielen bunten und funkelnden Sachen kamen ihnen wie Zauberey vor. Sie wußten nicht, ob ſie wachten oder träumten. Endlich riefen ſie höchſt entzückt: „O wie ſchön, o wie herrlich!“ Franz ſagte: „Einen ſolchen Baum, der ſo ſchön iſt und im Winter ſo vielerley Früchte trägt, giebts in unſerm ganzen Walde nicht.“ „Ey, ſagte Klara, ſolche Bäume wachſen nur im Paradieſe, oder gar nur im Himmel. Nicht wahr, Mutter, das Chriſtuskindlein hat uns den Baum geſchickt?“ „So, wie er da iſt, ſprach die Mutter, nun eben nicht. Indeß hat doch Chriſtus, der einſt als ein Kind in der Krippe lag und nun im Himmel iſt, euch dieſe Freude beſchert. Denn wäre Er uns nicht ge-

boren, so wüßten wir nichts von Weihnachtsfreuden und Weihnachtsgeschenken.“ „Nun gut, sagten die Kinder, wir wollen Ihn schon recht lieb haben und Ihm recht folgen. Er ist doch gar so gut, und hat die Kinder gar so lieb. Eine solche Freude, wie Er uns macht, hatte noch kein Mensch in der Welt.“

Die Großmutter sprach: „Es ist wohl wahr, ein erwachsener Mensch kann kaum eine solche Freude empfinden, wie ihr Kinder. Schuldlose Kinder sind die seligsten Geschöpfe auf Erden; ihre Freuden sind rein und lauter. Gott erhalte euch unschuldig und gut!“ — „Ach, sagte sie zu den übrigen, die Freuden der Erwachsenen werden nur zu oft von Kummer und Sorge, von Ehrsucht, Geiz, andern bösen Leidenschaften, wohl gar von Gewissensbissen verbittert. Darum ist es ein schönes, wahres Wort unsers gött-

lichen Erlösers: „Wenn ihr euch nicht bekehret und nicht werdet wie die Kinder, so könnet ihr nicht in das Himmelreich eingehen.“

Der Großvater sagte: „Der Gebrauch mit dem Weihnachtsbaume gefällt mir sehr wohl. Es war klug und weise von unsern Vorältern, daß sie darauf bedacht gewesen, die schönen christlichen Freudenfeste auf mancherley Weise den Kindern zu Tagen der Freude zu machen. Diese kindliche Freude macht ihnen die Festtage des Herrn lieb und werth, und bereitet ihr Herz vor, an der höheren Festfreude, dem Heile, das uns allen geworden, Theil zu nehmen. Von nun an soll in diesem Hause an jedem Weihnachtsfeste den lieben Kleinen immer ein Weihnachtsbaum grünen. Wenn er auch nicht so prächtig geziert seyn sollte, wie dieser, so wird er ihnen doch nicht weniger Freude machen. Es braucht we-

nig, Kinder zu erfreuen; einige Aepfel, Birnen, vergoldete Nüsse reichen schon hin, wenn man etwa nichts Besseres hat. Auch wird wohl niemand knickern wollen, wenn es darauf ankommt, Kindern eine schuldlose und heilsame Freude zu machen. Ich denke auch, der Weihnachtsbaum kann uns bey der Kinderzucht große Dienste leisten; er kann uns, wenigstens sehr oft, die Ruthe ersparen. Kinder, die einmal einen Weihnachtsbaum gesehen haben, freuen sich gewiß das ganze Jahr wieder darauf, und werden gewiß mehr auf die Worte achten: Wenn ihr nicht gehorcht, bekommt ihr keinen Weihnachtsbaum! — als wenn man ihnen mit Schlägen drohte."

Die Aeltern und Großältern dankten nun dem Anton für die viele Freude, die er ihren Kindern und Enkeln gemacht hatte. „Es ist eine Kleinigkeit, sagte er, die nicht der Rede werth

ist. Indeß muß ich Sie bitten, daß auch Sie einige kleine Weihnachtsgeschenke von mir nicht verschmähen." Er schloß seinen Koffer auf, der in einer Ecke der Stube stand. „Diesen Koffer, sagte er, haben Sie mir einst reichlich gefüllt mit auf die Reise gegeben; es ist nicht mehr als billig, daß Sie ihn nicht ganz leer wieder zurück erhalten." Er überreichte der alten Försterin kostbares Pelzwerk und Seidenzeug. „Es ist ja die Pflicht guter Kinder, sagte er, ihre alten Aeltern bey der rauhen Jahrszeit warm zu halten." Der jungen Frau und den zwey Jungfrauen gab er grünen Tafet zu Kleidern, seidene Halstücher aus Mayland und andern Frauenzimmerputz. Der junge Förster bekam eine vortreffliche Doppeltflinte, deren Schaft von Nußbaumholz sehr schön mit Silber eingelegt war. „Sie, liebster Vater, sagte Anton zu dem alten

Förſter, müſſen nun nicht mehr auf die Jagd gehen; Sie müſſen nun von Ihren vielen Beſchwerden ausruhen. Sie brauchen Stärkung in Ihren alten Tagen. Der Korb dort iſt mit Flaſchen vom beſten alten Rheinwein gefüllt. Und hier iſt ein Becher dazu.“ Anton überreichte ihm einen ſilbernen Becher, der innen prächtig vergoldet war. Außen auf dem Becher waren in einem Kranze von Eichenlaub die Worte eingegraben: „Meinem lieben Vater Friedrich Grünewald zur Erinnerung an den Weihnachtsabend 1740., überreicht am Weihnachtsfeſte 1758. von deſſen dankbarem Sohne Anton Kroner. Der alte Förſter umarmte Anton mit Thränen in den Augen. Allein Anton übergab ihm über dieß noch eine Rolle Gold. „Sie, liebſter Vater, ſagte er, haben große Summen auf mich verwendet. Es wäre nicht recht, wenn Ihre übri-

gen Kinder und Ihre Enkel dadurch ſollten verkürzt werden.“ Der edle Greis erſtaunte und wollte das Geſchenk nicht nehmen. Allein Anton ſagte: „Es iſt nichts weniger, als ein Geſchenk von mir. Der gnädigſte Fürſt hat mich ſo reichlich beſchenkt, und ſein Geſchenk freute mich zweyfach, weil ich dadurch in den Stand geſetzt wurde, Ihnen an einer alten Schuld, die ich nie werde ganz bezahlen können, wenigſtens Einiges abzutragen.“ Alle Umſtehenden waren höchſt erſtaunt. Die alte Förſterin aber ſagte: „Ach Anton, wie hätten wir an jenem Weihnachtsabende, an dem du das erſte Mal in unſer Haus kameſt, denken können, daß du uns dereinſt einen ſo fröhlichen Weihnachtsabend bereiten, uns durch die Verwendung bey Seiner fürſtlichen Durchlaucht aus ſo großer Noth retten, und uns alles, was wir an dir thaten, ſo reichlich vergelten würdeſt!“ „Das hat

Gott gethan, ſprach Anton. Er führte mich in Ihr Haus, um Sie und mich reichlich zu ſegnen. Sein Namen ſey geprieſen.“

„Doch, ſprach jetzt Anton, erlauben Sie nun, daß ich ſogleich abreiſe.“ „Was, wie, warum?“ rieſen alle erſtaunt. Allein Anton ſagte: „Ich fahre jetzt zu Herrn Riedinger. Ich hoffe dort noch dem Gottesdienſte beywohnen zu können, meinem vortrefflichen Lehrmeiſter durch meinen Beſuch eine unerwartete Freude zu machen, und ihn auf den Abend hieher zu bringen. Dann wollen wir die übrigen Weihnachtsfeyertage, ja alle Tage des noch übrigen Jahres recht fröhlich beſchließen.“ Alle begleiteten Anton an die Kutſche. Am Abende kam Anton mit ſeinem Lehrmeiſter an, und das alte Förſterhaus in dem düſtern Walde beherbergte in dieſen Tagen ſo ſelige Menſchen, als je auf Erden gelebt haben.

Was von Antons Geſchichte noch weiter bemerkt zu werden verdient, iſt kurz dieſes. Anton bath den alten Förſter und deſſen Hausfrau, ihm ihre Tochter Luiſe zur Ehe zu geben. Beyde bewilligten es mit Freuden. „Ach Luiſe, ſprach die alte Großmutter, damals, als du dem Anton jenes Aepfelein zum Weihnachtsgeſchenk gegeben haſt, dachte ich wohl nicht daran, daß er dich dereinſt als ſeine Braut zum Altare führen würde.“ Das Hochzeitfeſt war erſt noch das freudigſte Feſt, das je in dem Förſterhauſe gefeyert wurde. Anton aber kaufte ſich in der Reſidenz ein eigenes Haus, hatte als ein ſehr geſchätzter Mahler immer ſehr viel zu mahlen, und lebte mit Luiſen in der ſeligſten Eintracht.

Im folgenden Frühlinge kam der Fürſt ganz unerwartet auf dem fürſtlichen Jagdſchloſſe Felseck an, und brachte den alten Forſtrath Müller

und einen auswärtigen forstverständigen Mann mit sich. Der Oberförster war sehr bestürzt und versprach sich von diesem gnädigen Besuche wenig Gutes. „Sie haben meine Befehle überschritten, sagte der Fürst zu ihm. Ich hatte zwar, durch Ihre Berichte verleitet, den alten Förster seiner Geschäfte überhoben, und war Willens, den jungen Förster auf einen sehr geringen Försterdienst zu versetzen; allein die ganze Familie so unmenschlich aus dem Forsthause zu verstoßen, wie Sie es im Sinne hatten, war nie mein Wille. — Doch wir wollen vorerst die Waldungen in Augenschein nehmen.“

Des Oberförsters eigener Bezirk befand sich in einem kläglichen Zustande. „Auf den Papieren, die er einschickte, sprach der Fürst, fand ich alles vortrefflich. Da war alles so schön geschrieben und linirt, wie gestochen. Allein im Walde finde ich es anders. Auf

manchem Platze ist offenbar ohne Vergleich mehr Holz gestanden, als in den Rechnungen steht. Er hat mich betrogen.“ Der Oberförster hatte, wie sichs in der Folge zeigte, an eine benachbarte Eisenschmelze nach und nach einige tausend Klafter Holz mehr abgegeben, als er in Rechnung brachte. Er hatte, um seinen großen, beynah fürstlichen Aufwand zu bestreiten, nicht nur sein eigenes Vermögen verschwendet und sich in Schulden gesteckt, sondern sich überdieß noch Untreue gegen seinen Fürsten erlaubt. Der Fürst setzte ihn ab, und verurtheilte ihn, den Schaden zu vergüten. Der arme Herr von Schilf lebte von nun an auf seinem kleinen Landgute in sehr dürftigen Umständen.

Den Waldbezirk des alten Försters fand der Fürst im trefflichsten Zustande. Er kam in eigener Person zu ihm in das Haus, bezeugte dem alten Manne seine Zufriedenheit, ließ sich dessen gan-

ze Familie vorstellen und redete mit allen sehr freundlich. Bevor er seinen Schimmel bestieg, den ein Reitknecht vor dem Försterhause am Zaume hielt, sagte er zu dem Försterssohne: „Er ist hiemit Förster; mache er seine Sache ferner so gut!“ „Sie, sprach der Fürst zu dem alten Förster, sind nun wohl etwas alt, aber noch lange nicht der abgelebte Greis, für den Herr von Schilf Sie ausgab. Sie sind trotz Ihres Alters noch sehr wohl bey Kräften; ich kann Sie meiner Dienste noch nicht entlassen. Sie werden mich verstehen, wenn ich Ihnen sage: Leben Sie wohl, Herr Oberförster.“

Bei Philipp Krüll in Landshut ist zu haben:

Genovefa. Eine der schönsten und rührendsten Geschichten des Alterthums, neuerzählt für alle guten Menschen, besonders für Mütter und Kinder. 3te rechtmäßige Auflage. m. 1 Kupf. 8. 1817. 24 kr. oder 6 gr.

Ostereyer, die, eine Erzählung zum Ostergeschenke für Kinder, von dem Verfasser der Genovefa. 2te Auflage. 12. 1818. 9 kr. gr. 12. 12 kr. 3 gr.

Wie Heinrich von Eichenfels zur Erkenntniß Gottes kam; eine Erzählung für Kinder und Kinderfreunde, von dem Verfasser der Ostereyer. 2te verbesserte Auflage. 12. 1821. 9 kr. gr. 12. 12 kr. 3 gr.

Blühten, dem blühenden Alter gewidmet, von dem Verfasser der Ostereyer. 8. 1819. 18 kr. 5 gr.

Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde, von dem Verfasser der Ostereyer. 16 Bändchen. 12. 1821. 9 kr. gr. 12. 12 kr. 3 gr.

— — desselben Werks 26 Bändchen. 12. 1825.

Blumenkörbchen, das, eine Erzählung dem blühenden Alter gewidmet, von dem Verfasser der Ostereyer; mit 1 Titelkupfer. 8. 1823. 24 kr. 6 gr. Velinpap. 1 fl. 48 kr. Rthl. 1.

Rosa von Tannenburg. Eine Geschichte des Alterthums, für Aeltern und Kinder. Erzählt von dem Verfasser der Genovefa; mit 1 Kupf. 8. 1823. 30 kr. 8 gr.

Itha, Gräfin von Toggenburg; eine sehr schöne und lehrreiche Geschichte aus dem 12ten Jahrhundert, neu erzählt für alle guten Christen, besonders für unschuldig Leidende. Ein Seitenstück zur Genovefa; mit 1 Kupfer. 3te Auflage. 8. 1823. 24 kr. 6 gr.

Geschichten, biblische, für Kinder. 3 Thle. (von Christoph Schmidt). 8. 1820.
netto 1 fl. 9 kr. 18 gr.

— — dieselben im Auszug. 2 Thle. 8. 1821.
netto 30 kr. 8 gr.

Engelbrecht, A., Aufsätze pädagogischen Inhalts; ein Buch für Seelsorger und Volksschullehrer, zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung; mit 1 Kupfer. 8. 1821.
1 fl. 30 kr. Rthl. 1.

Hausaufgaben für Schreib- und Rechnungsschüler in Volksschulen, oder Aufgaben zur

Selbſtbeſchäftigung der Schüler. 2te verbeſſerte Auflage. 8. 1823. 15 kr. 4 gr.

Diktirübungen nach den Regeln der Orthographie geordnet, nebſt einem Diktir-Surrogat für Volksſchulen; ein Hand- und Leſebuch für Elementarſchulen, vom Verfaſſer der Hausaufgaben. 8. 1822. 12 kr. 3 gr.

Maurer, K., Leſebuch für geübtere Leſeſchüler. 8. 1818. 15 kr. 4 gr.

— — kleine lehrreiche Erzählungen und Leſeſätze, nebſt einigen Gleichniſſen und Denkſprüchen aus dem Munde Jeſu. Ein Geſchenk für Kinder. 8. 1820. 8 kr. 2 gr.

— — Briefe für Kinder, nebſt einigen Anreden bei öffentlichen Schulprüfungen. 3te Auflage. gr. 12. 1824. 12 kr. 3 gr.

— — Tabelle zur Kenntniß der Buchſtaben. 8. 1817.; auf Pappendeckel gezogen 2 kr.

— — Leſebuch für Anfänger im Leſen. 3 Abtheilungen. 12. 1817. 7 kr. 2 gr.

Alte, der, von den Bergen; eine Erzählung für Kinder. 2te verbeſſerte Auflage. 12. 1822. 9 kr. 3 gr.

Heilingbrunner und Zeheters drittes Elementarbuch der nöthigſten Sach- und Sprach-

gegenstände für Volksschulen. 8. 1822.
30 kr. 8 gr.

Jais, P. A., schöne Geschichten und lehrreiche Erzählungen, zur Sittenlehre für Kinder und wohl auch für Erwachsene. 2 Bändchen.
10 kr. 3 gr.

Fabeln für unsere Zeiten und Sitten. 2 Bändchen. 8. 1821. 1 fl. 16 gr.

Timotheus und Philemon.

Die Geschichte

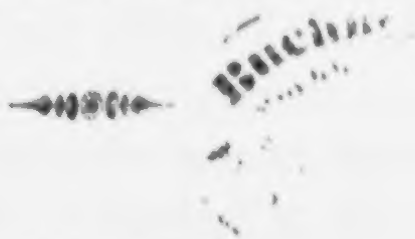
christlicher

Zwillingsbrüder,

erzählt

von dem

Verfasser der Ostereier.



Mit einem Stahlstich.

Rottenburg a/N.,
Verlag der J. P. Bäuerle'schen Buchhandlung.
1841.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

An den freundlichen Leser.

Unterzeichneter ward von gegenwärtiger Geschichte, die er in einer Sammlung wahrer Geschichten fand, so ergriffen, daß er sich nicht enthalten konnte, sie nach seiner Art und Weise zu erzählen.

Da die alte Erzählung nur kurz gefaßt ist, und die Begebenheiten gleichsam nur in Umrissen von wenigen Linien gezeichnet sind, so bemühte er sich, nicht blos zu sagen, was geschehen ist, sondern Alles so darzustellen, wie es, ihm lebendig vorschwebend, nach seiner Ueberzeugung sich mußte zugetragen haben. Wie man in eine Zeichnung, ohne etwas dar-

an zu ändern, Licht und Schatten bringt oder sie mit lieblichen Farben ausmalt, so bemühte er sich, diese Geschichte zu behandeln.

Da die Gesinnungen der vorkommenden Personen zwar sehr genau angedeutet, allein manche Reden und Gespräche zu kurz abgebrochen waren, so suchte er das Fehlende, der Gesinnung der Reden gemäß, zu erganzen, wie man schon öfter einer alten, kunstreichen Bildsäule etwa anstatt eines abgebrochenen und verloren gegangenen Armes so glücklich einen neuen angefügt hat, als wäre er von je her da gewesen.

Möchten ihm seine Bemühungen gelungen seyn! Die Erzählung würde dann dem Leser gewiß großes Vergnügen machen.

Was aber die Hauptsache ist, so zeigt sich auch in dieser Geschichte das weise, gütige, allmächtige Walten der göttlichen Vorsehung in den menschlichen Angele-

genheiten; das liebevolle Betragen treuer Eltern gegen ihre Kinder, guter Kinder gegen ihre Eltern wird nicht leicht Jemand ohne Rührung und Segen lesen; über Alles aber verherrlicht sich die Macht der christlichen Religion.

Wir sehen auch da: Die Religion Jesu ist es, die schon zarte Kinderseelen erleuchtet, hoch erfreut und sie zu edlen Menschen bildet; sie kann auch rohe Gemüther, denen es nur nicht ganz an gutem Willen fehlt, zu Tugendhelden umschaffen; sie führt gute, tugendhafte Menschen zu immer höherer Vollkommenheit; sie gewährt in allen Leiden dieses Erdenlebens den sichersten Trost; sie giebt bey allen Widerwärtigkeiten und drohenden Gefahren frohen Muth; sie benimmt selbst dem Tode alles Schreckliche; sie versetzt uns noch auf Erden wandelnd schon in den Himmel! Alle, die sich ihr von ganzem Herzen hingeben, erfüllt sie mit Licht,

Liebe und Leben. Das Evangelium Jesu Christi ist, wie der Apostel sagt, eine Kraft Gottes zum Heile eines Jeden, der daran glaubt.

Möchte jeder Leser diese Kraft immer mehr an sich erfahren — und auch der Verfasser

Christoph v. Schmid.

Timotheus und Philemon.

Erſtes Kapitel.

Vater und Mutter.

Die alten Zeiten ſind für uns reich an merkwürdigen und belehrenden Begebenheiten. Unter dieſe gehört vorzüglich der große Kampf, den die Chriſtenheit mit den Türken beſtanden hat.

Es war eine Zeit, da die Türken ſehr mächtig und den Chriſten ſehr furchtbare Feinde waren. Sie haben ſogar die größte und herrlichſte Stadt nach dem alten Rom, den Sitz der chriſtlichen Kaiſer, Konſtantinopel, erobert, und den prächtigſten chriſtlichen Tempel, den, ſo wie die Stadt, der erſte chriſtliche Kaiſer, Konſtantin der Große, erbaut hatte, zu einem türkiſchen Tempel, oder wie ſie ihre Kirchen und Tempel nennen, zu einer Moſchee gemacht. Sie haben viele Länder erobert, viele Völker unter ihre Botmäßigkeit gebracht.

Unter diesen Völkern hatte auch die edle ungarische Nation sehr vieles von ihnen zu leiden. Die tapfern Ungarn überwanden zwar die Türken in vielen Schlachten; aber oft mußten sie auch der Uebermacht unterliegen.

Es ist betrübend, ja schauerlich, diese blutigen Blätter der Geschichte zu durchlesen; wir können in dem furchtbaren Getümmel der Schlachten — in den Verheerungen des Krieges — uns nicht zurecht finden, nicht absehen, wozu Gott solche schweren Leiden über ganze Völker verhänge? Allein unter den vielen traurigen Welt-Begebenheiten kommen doch einzelne Ereignisse vor, aus denen Gottes weise Vorsicht, seine Huld und Liebe recht freundlich hervorleuchtet. Aus diesen kleinen Theilen der Geschichte können wir abnehmen, daß auch das große Ganze unter Gottes Leitung stehe, und von Ihm zu einem weisen, menschenfreundlichen Zweck geleitet werde.

In den ungarischen Landen wurde das Evangelium schon frühe, in den ältesten Zeiten, verkündet. Der erste christliche König Ungarns aber, Stephan der Heilige, hat durch seine frommen Bemühungen das Christenthum in Ungarn allgemein eingeführt; er hat un-

zählige Kirchen erbauen lassen, Priester und Lehrer dabei angestellt, und sich so den ehrenvollen Namen eines Apostels der Ungarn erworben.

Auch unter den fernern ungarischen Königen fanden sich Männer, die, so wie ihre ganze Familie, vom Geiste des Christenthums durchdrungen waren. Ein Beweis davon ist die königliche Prinzessin, die mit einem deutschen Fürsten, dem Landgrafen von Thüringen, vermählt wurde, und die unter dem Namen der heiligen Elisabeth in ganz Deutschland verehrt wird. Durch sie wurden nicht nur beide Fürstenhäuser, sondern auch Ungarn und Deutschland näher mit einander verwandt.

In spätern Zeiten, da die tapfern Ungarn Thron und Altar gegen die damals furchtbarsten Christenfeinde, gegen die Türken, und ihre ungerechte Eroberungswuth zu vertheidigen hatten, waren nicht nur fürstliche, sondern auch bürgerliche Familien sehr christlich gesinnt, und reich an Frömmigkeit und jeder Tugend.

Zu den edelsten Bürgern gehörte der Kaufmann Luzius, der wegen seines großen Reichthums, noch mehr aber wegen seiner Gottesfurcht und Rechtschaffenheit in hohem Anse-

hen ſtand. Seine Mitbürger nannten ihn, je nachdem ſie Tugend oder Reichthum höher ſchätzten, nur den guten oder den reichen Luzius. Seine Ehefrau Hedwig wurde wegen ihrer ausnehmenden Schönheit, noch mehr aber wegen ihrer Tugend und Wohlthätigkeit bewundert. Beide lebten in der glücklichſten Ehe.

Sie hatten nur zwey Kinder, zwey holde, liebenswürdige Knäblein, die Zwillinge waren. Beide Brüderchen zeigten gleichtreffliche Geiſtesgaben, und glichen ſich auch an heiterer, freundlicher Gemüthsart. Sie ſahen mit ihren röthlichen Wangen, ihren lockigen gelben Haaren, ihren hellen blauen Augen einander ſo ähnlich, daß man ſie nicht auseinander kannte, zumal Beide ganz gleich gekleidet waren. Selbſt die Eltern hätten manchmal einen für den andern gehalten, wenn nicht jeder ſich ſeinen Namen wohl gemerkt hätte. Der eine hieß Philemon, der andere Timotheus.

Den Namen Philemon hatte der Vater gewählt, weil es ihn freute, daß der große Weltapoſtel Paulus auch an einem einzelnen Bürger, Namens Philemon, den er ſeinen Bruder und Mitarbeiter nannte, einen ſehr ſchönen Brief geſchrieben hat; die Mutter wählte den

Taufnamen Timotheus, weil Timotheus, welchen Paulus schon als einen Jüngling zum Bischofe erhob, von seiner Mutter und Großmutter im ungeheuchelten Glauben erzogen — und von Kindheit an in der heiligen Schrift unterrichtet worden. Sie nahm sich vor, bey Erziehung ihrer Kinder dem Beispiele dieser heiligen Frauen zu folgen.

Beide Eltern bekannten sich nicht blos mit dem Munde, sondern von ganzem Herzen zur christlichen Religion; die Erkenntniß Jesu Christi ging ihnen über alle ihre Reichthümer. Sie waren beide bemüht, auch ihre zwey Knäblein von ihrem zartesten Alter an, Gott und Jesus Christus kennen zu lehren, und sie wahrhaft fromm und christlich zu erziehen. Der Vater hatte zwar wenig Zeit dazu; seine Handelsgeschäfte gaben ihm zu viel zu thun. Die Mutter aber hatte die Knaben beständig um sich. Während sie bei ihrer Arbeit saß, und nähete oder stickte, standen beide neben ihren Knien, und sie erzählte ihnen mit der ganzen Zärtlichkeit und Freundlichkeit einer frommen, liebevollen Mutter, was uns die heilige Schrift von der Liebe Gottes und Jesu Christi zu den Menschen erzählt. Beide Knaben verwandten

dann kein Auge von ihr, und gar oft floſſen ihnen die hellen Thränen über die Wangen.

Als die Knaben etwa ſechs Jahre alt waren, wurde die gute Mutter gefährlich krank. Der Vater war faſt immer an ihrem Krankenbette; die zwey Knäblein aber ſtanden beſtändig zu beiden Seiten des Bettes, und es war ihnen leid, wenn man ſie auch nur zum Eſſen rief.

Als ſie einſt bey Tiſche ſaßen, hörten ſie, daß eine Magd leiſe zur andern ſagte: „Ach, es iſt keine Hoffnung mehr! Die gute Frau ſtirbt gewiß.“ Da erſchraken Beide, daß ſie erblaßten.

Sie eilten ſogleich zur Mutter, traten mit aufgehobenen Händen und herabfließenden Thränen an das Krankenbett, und ſprachen in ihrer kindlichen Einfalt: „Ach, liebſte Mutter, wir bitten dich, ſtirb doch nicht, o verlaß uns nicht! Die Leute ſagen, du wolleſt ſterben.“

Die Mutter ſagte, auch zu Thränen gerührt: „Ja, meine lieben Kinder, ich fühle wohl, daß ich von dieſem Krankenbette nicht mehr aufkommen werde, ſo gerne ich auch noch länger bei euch bleiben möchte. Der liebe Gott will es aber ſo, daß ich euch verlaſſe, und was

Er will, ist immer das Beste. Er will mich nun zu sich in den Himmel nehmen. O, dort ist es viel schöner und besser, als hier auf Erden. Dort ist keine Krankheit und kein Tod mehr; dort weiß man nichts von Betrübniß und Traurigkeit; dort ist lauter Freude und Seligkeit. Wenn ihr fromm lebt, so kommt ihr einst auch dorthin!“

Die Mutter gab, während ihrer Krankheit, ihnen noch viele gute Lehren. Eines Abends, da Vater und Kinder an ihrem Bette standen, wurde sie auf einmal todtenbleich. Sie erhob ihre Augen zum Himmel, und sprach unbeschreiblich heiter und fröhlich: „Nun, o Herr, rufst Du mich!“ Sie bot ihrem tiefbetrübten Ehegatten die Hand zum Abschiede; sie streckte beide Arme aus, und legte einem jeden der weinenden Knaben eine Hand auf das Haupt und segnete sie. „Was ich euch Gutes lehren konnte, sprach sie mit schwacher Stimme, das hab' ich euch treulich und redlich gesagt. Thut es nun! Die Liebe Gottes und Jesu Christi sey und bleibe in euren Herzen! Willigt nie, o nie in die kleinste Sünde! Im Himmel sehen wir uns wieder!“ Sie machte noch das Zeichen des Kreuzes über ihre Kinder, die nie-

dergekniet waren; sie athmete noch einige Male, ihre Augen brachen, sie verschied — sanft und selig.

Der Vater führte die beiden Knäblein noch einmal zur Leiche der verblichenen Mutter, bevor man sie aus dem Sterbebette in den Sarg legte. Er wiederholte ihnen die Ermahnungen der Seligen; er forderte sie auf, ihr noch einmal zu versprechen, als wahre Christen zu leben und zu sterben. Sie versprachen es unter heißen Thränen; auch dem Vater standen die hellen Thränen in den Augen. Unbeschreiblich betrübt und in Trauerkleider gehüllt, begleitete er die geliebte Leiche zu Grabe. Die zwey Knäblein gingen weinend und schluchzend vor ihm her. Unzählige Menschen waren bei der Beerdigung zugegen. Kein Auge blieb trocken. Am heftigsten weinten die Armen, die an der frommen, christlichen Frau eine Mutter verloren hatten. Das meiste Mitleid aber hatten Arme und Reiche mit den zwey lieblichen Knäblein, die in ihren schwarzen Kleidern, mit ihren blassen Gesichtchen und rothgeweinten Augen, zitternd und bebend, noch einmal in das Grab hinabblickten. „Es ist doch unbegreiflich, sagte man-

cher Vater, manche Mutter, wie Gott diesen Kindern eine so gute Mutter nehmen konnte!“

Der Geistliche, der am Grabe stand und die Leiche einsegnete, vernahm diese Worte, faßte sie auf, und sprach zur versammelten Menge: „Die Reden, die ich aus eurem Munde hörte, erinnern mich an die Worte der heiligen Schrift: „Mein Vater und meine Mutter haben mich verlassen; Du aber, o Herr, nimmst mich auf.“ Das sind Troſtworte für alle Waisen; so sollen alle Waisen sagen. Diesen weinenden Kindern hier ward ihre gute Mutter entrissen; allein sollte ihnen auch ihr Vater, oder sollten sie ihrem Vater entrissen werden — in diesen Worten läge Troſt für sie.“

Er erinnerte daran, wie Joseph, der Sohn Jakobs, als ein Kind zuerst seine Mutter verlor, und dann seinem Vater geraubt wurde; wie aber Gott sich des Jünglings angenommen, und ihm und seinem Vater große Freude bereitet hatte. Dies sprach der Geistliche vielleicht aus Gottes Eingebung im prophetischen Geiste. Er führte es weiter aus, und beschloß seine Rede mit den Worten Davids: „Ich bin jung gewesen und alt geworden; ich habe aber

nie den Gerechten verlaſſen geſehen, oder ſeine Kinder um Brod gehen.“

Zweites Kapitel.

Die geraubten Kinder.

Nach dem Tode der Mutter war der Aufenthalt in der Stadt für den Vater und ſeine zwey kleinen Söhne ſehr traurig. Er hatte ein paar Meilen von der Stadt nächſt einem groſſen Dorfe ein ſehr ſchönes Landhaus. Hieher begab er ſich jetzt. Hier hoffte er ſich auch ungeſtörter der Erziehung ſeiner Kinder widmen zu können. Er hatte ſie immer bey ſich, nicht nur bey Tiſche und Spaziergängen, ſondern auch, wenn er in ſeinem Arbeitszimmer am Schreibtiſche ſaß, durften ſie da auswendig lernen, ſchreiben oder auch ſpielen. Er brachte, ungeachtet aller ſeiner Geſchäfte, an jedem Tage doch wenigſtens ein paar Stunden heraus, ſie zu unterrichten. Er war in dieſem ihrem zarten Alter hier auf dem Lande ihr einziger Lehrer. Er betete mit ihnen jeden Morgen und

Abend; er besuchte mit ihnen an jedem Sonntage und allen Festtagen die Kirche, und wohnte mit ihnen dem Gottesdienste bey; er las zu Hause mit ihnen jedesmal das Evangelium, das auf den Tag traf, und sprach mit ihnen darüber. Er machte sie, wenn er mit ihnen in den Garten oder auf das Feld hinausging, auf die Schönheit der Werke Gottes aufmerksam.

Die zwey liebenswürdigen Knaben waren jetzt, nach dem Tode ihrer Mutter, seine einzige Freude. Sie liebten ihn auch von ganzer Seele, und befolgten alle seine Winke. Die schönen Hoffnungen, die ihm in den holden Knaben aufblühten, milderten seinen Schmerz über den unersetzlichen Verlust der unvergeßlichen Mutter. Allein bald kam über den edlen Mann ein neues, noch größeres Leiden.

Er mußte wöchentlich ein paarmal in Handelsgeschäften in die Stadt reisen; besonders war dies an den Börsetagen unumgänglich nothwendig. Eines Tages mußte er sich wieder dahin begeben, weil er da mit mehreren Kaufleuten ein wichtiges Geschäft abzumachen hatte. Er nahm von den beiden Knaben zärtlich Abschied, empfahl sie der treuen Obsorge der Wärterin, die sie hatte erziehen helfen,

einer bereits betagten, sehr frommen Person, und versprach gegen Abend bey Zeiten wiederzukommen. Die Knaben begleiteten ihn bis an das Pferd. Er küßte sie noch einmal, setzte sich dann auf, und sprengte davon.

Vor dem schönen Landhause befand sich ein großer grüner Platz; in der Mitte desselben standen einige schattige Bäume, und rings umher war er mit Blumenbeeten und blühenden Gesträuchen umgeben; ein breiter mit reinlichem Kiese beschütteter Weg, sehr bequem zum Gehen und Fahren, zog sich um den länglichrunden Rasenplatz. Hier hatten die Knaben ihren Spielplatz; sie sprangen auf dem schönen grünen Rasen öfters in die Wette, spielten Ball, oder trieben auf dem kiesigen Wege den Reifen. Sie betrachteten jeden Morgen die neu ausgeschlagenen Blumen; sie rührten sie aber nie an, wiewohl ihnen nur verboten war, sie nicht abzubrechen. Sie horchten mit Freuden auf den fröhlichen Gesang der Vögel, die auf den Bäumen nisteten.

Als die zwey Knaben heute wieder Hand in Hand bey den Blumenbeeten herumgingen, sahen sie bey einem blühenden Rosenstock, nicht weit von einem Feigenbaume, einen umgestürz-

ten Blumentopf, aus deſſen Rande ein Stück chen herausgebrochen war. „Der Blumentopf gehört doch gar nicht hieher, ſagte Timotheus; der Gärtner ſollte dergleichen zerbrochene Geſchirre beſſer aufräumen.“ Philemon nahm den Topf hinweg, um ihn anderswohin zu bringen. Aber wie erſtaunten beide Knaben, als ſie hier ein Vogelneſtchen erblickten! Die fünf jungen Vögelchen zwitſcherten laut, und ſperrten die kleinen gelben Schnäbelchen auf. „Das iſt ein Rothkehlchenneſt, ſagte Timotheus; ſieh, dort fliegt das alte Rothkehlchen ängſtlich umher; es meint, wir wollen ihm ſeine Jungen nehmen.“

„Nein, nein, ſprach Philemon, wir wollen deinen jungen Vögelein nichts zu leid thun!“ Er ſtürzte den Topf wieder über das Neſtchen, und beide Knaben entfernten ſich mehrere Schritte weit, um zu ſehen, ob das alte Rothkehlchen wieder zu ſeinen Jungen kommen werde. Es kam bald wieder, hatte eine Fliege im Schnabel, ſie ihnen zu bringen, und ſchlüpfte damit durch die kleine Oeffnung unter den Blumentopf. Darüber freuten beide Knaben ſich ſehr, und Timotheus ſprach: „Es iſt ganz ſo, wie der Vater uns geſagt hat. Dieſes Vögelein

nistet in niedern Gesträuchen, oder auch in kleinen Erdhöhlen. In diesem Blumentopfe fand es eine noch viel bequemere Stätte zu seinem Nestchen. O, wie wird der Vater sich freuen, wenn wir ihm das Nestchen mit den fünf jungen Gelbschnäbelchen zeigen!“

Da kam ein wohlgekleideter Mann herbey, der vor einiger Zeit öfter in Geschäften zu ihrem Vater gekommen war, und ihnen allemal ein kleines Geschenk von Spielsachen für Kinder mitgebracht hatte. Die Knaben begrüßten ihn auf das freundlichste, und erzählten ihm sogleich von dem glücklichen Fund, den sie eben gemacht hatten. Sie wollten ihm das Nestchen zeigen. „Ah, das Rothkehlchennest dort? sprach er. Das kenn' ich schon; das heißt nicht viel. Ich will euch ein anderes Vogelnest zeigen, über das ihr erstaunen werdet. Es sind zehn Junge darin; die Alten, die sich immer bei dem Neste aufhalten, sind ohne Vergleich schöner, als ein Rothkehlchen. Sie funkeln wie lauter Gold und Edelsteine. Und singen können sie — so schön, daß eine Nachtigall nichts dagegen ist. Ihr habt dergleichen noch nichts gesehen und gehört. Dort in dem Gebüsche hinter eurem Hause befindet sich das Nest.

Kommt einmal mit mir! Ich will es euch zeigen.“

Die Knaben gingen voll Freude mit ihm. Das Gebüsch war nur einige hundert Schritte von dem Hause entfernt. Als sie dort ankamen, erblickten sie einen andern Mann mit zwey Pferden. Jeder der zwey Männer ergriff eilig einen Knaben und schwang sich mit ihm auf ein Pferd. Die Knaben wollten um Hülfe rufen. Allein die Männer verstopften ihnen mit einem Tuche den Mund, schlugen ihre Mäntel um sie, sie zu verbergen, und ritten im Galoppe davon.

Gegen Abend näherte der Vater sich seinem Hause. Es wunderte ihn, daß ihm die Knaben nicht entgegen kamen; denn sonst waren sie ihm allemal mit Freudengeschrei entgegen gesprungen. Niemand war da, ihm das Pferd zu halten. Er stieg ab, und ging in das Haus. Alle seine Leute waren in der untern Stube versammelt. Alle waren voll Jammer und Betrübniß, und erschraken über seinen Anblick. „Was ist's, was giebt's!“ fragte er bestürzt. „Ach Gott, rief die Wärterin, die Kinder sind nicht mehr da, und kein Mensch weiß, wo sie hingekommen sind. Wir

haben in allen Häusern des Dorfes uns nach ihnen erkundigt; wir haben eine Menge Leute nach ihnen ausgeschickt, sie überall, in dem Walde und am See, zu suchen; allein vergebens!“ „Sie sind doch wenigstens nicht ertrunken! sagte der Verwalter. An den See, wo sie zuweilen, von dem liebevollen Vater begleitet, kleine Muschelschalen und farbige Kieselsteinchen sammelten, sind sie nicht gerathen. Allein in dem nahen Walde fand der Förster einen der kleinen Schuhe und eine Mütze von ihnen, die dort auf dem Tische liegen; auch bemerkte er auf dem weichen Boden die Spur von zwey Pferden bis an die Landstraße. Dort waren die Fußstapfen der zwey Pferde aber von den vielen andern Spuren der Pferdehufe nicht mehr zu unterscheiden!“

Der Vater stand todtenbleich in der Mitte seiner jammernden Leute. Er erhob Augen und Hände zum Himmel, und rief: „O Du guter Gott! Ich wollte lieber, sie wären ertrunken! Dann wären sie jetzt bey Dir im Himmel schöne Engel! Aber geraubt! — ach, das ist schrecklich! In welche Gefahr können sie kommen, selbst böse Menschen zu werden! — Doch, wo sie auch hinkommen mögen, überall

ſind ſie, o Gott, in Deiner Hand!“ Er ſank auf die Knie nieder, und rief mit feſtgefalteten Händen: „O Gott, beſchütze Du ſie! Bewahre ſie nur vor Sünde!“ Er betete noch lange ſtille, ſtand dann ſtillſchweigend auf, und ging, ohne ſeinen Leuten einen Vorwurf zu machen, in ſein Zimmer.

Drittes Kapitel.

Der Sklavenhändler.

Der Mann, der die zwey Knaben geraubt hatte, war ein arger Böſewicht. Er hatte es verſucht, mit dem reichen Kaufmann Luzius Handelsgeſchäfte zu machen. Dieſer merkte aber bald, der feine, geſchmeidige Menſch wolle ihn nur betrügen. „Geh! ſagte Luzius unwillig; ich will mit dir weiter nichts zu thun haben!“ Der Betrüger wendete ſich hierauf an einen andern Kaufmann in der Stadt, und betrog ihn um eine große Summe Geldes. Der Betrogene klagte ſeinen Verluſt dem edlen Luzius, bey dem alle Nothleidende und Bedrängte im-

mer sichere Zuflucht und Hülfe fanden. Luzius nahm sich des Betrogenen an. Der Betrüger wurde eingezogen und lag, während die Sache untersucht wurde, einige Monate im Gefängnisse. Endlich wurde er verurtheilt. Er mußte das Geld zurückbezahlen und überdieß noch eine bedeutende Geldstrafe erlegen.

Dieser Mann hatte die Kinder geraubt, die nichts davon wußten, was für ein gefährlicher Mensch er sey. Man hatte ihn in der Gegend gesehen. Ein Nachbar versicherte, er habe einen solchen Mann, wie man denselben beschrieb, um das Landhaus umherschleichen sehen; allein es sey ihm nicht eingefallen, der Kerl habe eine so schreckliche That vor. Luzius zweifelte nicht mehr, wer der Thäter sey. Er ließ, um Nachrichten von seinen Kindern zu erhalten, ihm überall nachforschen. Er setzte einen Preis von hundert Goldstücken auf dessen Kopf. Allein alle Nachforschungen waren vergebens. Er ließ sich nirgends mehr in dem Lande blicken.

Als der böse Mensch den Urtheilsspruch vernommen hatte, und aus dem Gefängnisse entlassen war, glühte er von Rache gegen Luzius, und sann nur darauf, sich an ihm zu

rächen. Er wußte, daß er dem Vater kein größeres Leid zufügen könne, als wenn er ihm die geliebten zwey Kinder raube. Er würde sie ermordet haben, wenn ihm nicht eingefallen wäre, sie einem Sklavenhändler zu verkaufen.

„Je nun, umbringen will ich sie nicht! hatte er zu seinem Räubergenossen gesagt, der wegen ähnlicher Bubenstücke, allein erst ein Jahr später, in Untersuchung gekommen war. Es sind hübsche Kinderlein. Daß sie einander so gleichen, wie ein Ey dem andern, ist eine große Seltenheit. Ich will sie verschachern; ich erlöse aus ihnen gewiß ein schönes Stück Geld.“

Er flüchtete sich mit den Kindern über die nahe Gränze der Türkey, in die nächste Gränzstadt. In der Türkey befindet sich, in jedem bedeutenden Orte an der Landstraße, ein grosses Haus, in dem Reisende aufgenommen, und drey Tage unentgeltlich mit den nöthigsten Lebensmitteln versehen werden. Ein solches Haus befand sich auch hier. Ein unternehmender Mann hatte jedoch darin, weil von Zeit zu Zeit mehrere reiche türkische Kaufleute dahin kamen, einige Zimmer eingerichtet, wo sie für Geld bequemer wohnen konnten und besser bedient wurden. In dieses Haus begab sich der

Mann mit den zwey Kindern, hielt sich in der allgemeinen Stube auf, wo er umsonst zehren konnte, ging aber alle Tage in die bessern Zimmer, und forschte nach, welche reiche Kaufleute dort ankämen. Endlich traf er einen Türken, Namens Selim, der mit allerley schönen Tüchern, seidenen Stoffen und prächtigen Teppichen handelte, sich jedoch auch mit dem Sklavenhandel abgab, welchen man in der Türkey nicht für strafbar, sondern für erlaubt hält.

Er stellte die zwey Knaben dem Türken vor, und bot sie ihm zum Kaufe an. Der Türke sagte: „Das sind wohl zwey recht liebliche Kinder. Sie gefallen mir. Allein was soll ich mit ihnen anfangen? Ich müßte sie lange füttern, bis sie nur einige kleine Sklavendienste leisten könnten.“ Da aber die zwey Knäblein, die wohl begriffen, daß man sie als Sklaven verkaufen wolle, zitternd und bebend vor ihm standen, und gar so schmerzlich weinten, so kaufte er sie, mehr aus Mitleid, als um etwas an ihnen zu gewinnen. „Sie mögen es bey mir leicht besser haben, als bey einem andern!“ sagte er. Er bezahlte den Verkäufer, der mit dem Kaufe so ziemlich zufrieden

war, und nahm die Knaben mit ſich in den Flecken, wo er wohnte.

Sein etwas grämliches Weib ſchien mit dem Handel eben nicht mißvergnügt; ſeine Kinder aber hatten an den kleinen Gäſten große Freude. Der Türke Selim geſtattete ſeinen Kindern, mit dieſen Chriſtenkindern umzugehen, ließ ſie mit ihnen eſſen, hieß ſie miteinander ſpielen, und wies ihnen gemeinſchaftlich im Hauſe allerley kleine Geſchäfte an. Er gedachte ſie ſo lange zu behalten, bis ſie ein wenig größer und ſtärker geworden und auch von der türkiſchen Sprache im Umgange mit ſeinen Kindern das Nöthigſte gelernt hätten.

Es wäre ihnen hier ziemlich wohlgegangen, wenn das Heimweh und die Sehnſucht nach ihrem väterlichen Hauſe nicht geweſen wäre. Das Schmerzlichſte aber war ihnen, daß ſie mit den Kindern des Türken nicht von Chriſtus reden durften, ja daß ihnen ſtreng und bey harter Strafe verboten war, ſeinen Namen auch nur zu nennen.

Viertes Kapitel.

Der fromme Gärtner.

In dem Flecken lebte ein reicher Türke, Namens Ibrahim, der einen großen, prächtigen Garten hatte. Er hielt ſich einen eigenen, ſehr kunſtreichen Gärtner, der ihn trefflich beſtellte. Es wurde ein ſolcher Ueberfluß von Gemüſe und Obſt darin gebaut, daß man nicht nur das Haus reichlich damit verſehen, ſondern noch davon verkaufen konnte.

Eines Tages wurden beide Knaben in den Garten des reichen Türken geſchickt, um in einem großen Korbe mit zwey Handhaben Gemüſe zu holen. Der Gärtner, ein bereits bejahrter Mann von ſehr ehrwürdigem Ausſehen, war auch ein chriſtlicher Sklave. Er hatte eben ein großes Gartenbeet umgegraben, und ſich nun in den Schatten eines Baumes in das Gras geſetzt, um auszuruhen. Er las in einem Buche; neben ihm lag die Schaufel, ein großes Stück Gerſtenbrod nebſt ein wenig Ziegenkäs auf einem irdenen Teller, neben dem ein Waſſerkrug ſtand. Als beide Knaben, je-

der den Korb an einer Handhabe haltend, vor ihn traten, betrachtete er sie mit Wehmuth. Ihr liebliches, sich ganz gleichendes Aussehen, und die zierliche ungarische Kleidung, die sie noch aus dem väterlichen Hause hatten, fielen ihm auf. Er grüßte sie sehr freundlich in ungarischer Sprache, und sagte ihnen, daß er ihr Landsmann sey. Beide hatten eine unbeschreibliche Freude, ihre Muttersprache wieder zu hören. Der Mann war ihnen nun nicht mehr fremd; sie fühlten das größte Zutrauen zu ihm. Er fragte, wie sie als so zarte Kinder vornehmer Eltern in die Sklaverei gerathen seyen? Sie erzählten ihm ihre Geschichte, und beide fingen an schmerzlich zu weinen, als sie den Namen ihres geliebten Vaters nannten. Der gute Gärtner tröstete sie liebreich, und fragte sie, ob sie auch schon einigen Unterricht in der christlichen Religion erhalten hätten? „O ja, sagten sie, wir haben das apostolische Glaubensbekenntniß und das Gebet des Herrn, nebst dem englischen Gruße gelernt. Wir beten diese Gebete alle Tage mit einander.“ „Nun, sagte der Mann, so betet einmal das Vater unser.“ Beide erhoben sogleich ihre kleinen Hände, fingen an zu beten, und blickten, als

ſie die Worte ſagten: Der Du biſt in dem Himmel, ſo andächtig zum Himmel, daß der Mann darüber ſehr gerührt und erfreut war. Er lobte ſie, und ſagte ihnen, er heiße Antonius und ſey ein chriſtlicher Prieſter. Da wollten beide Knaben ihm ehrerbietig die Hand küſſen. Er gab dieſes jedoch nicht zu, ermahnte ſie aber väterlich liebreich, dem chriſtlichen Glauben getreu zu bleiben und auf Gott zu vertrauen. „Glaubt mir, ſprach er mit einem frommen Blick zum Himmel, der gütige Gott wird ſich eurer erbarmen, und euch wieder in die Arme eures guten Vaters zurückführen.“ Er gab ihnen den prieſterlichen Segen, füllte hierauf ihren Korb mit Gemüſe, und beſchenkte ſie überdies mit Blumen. Sie eilten ſehr erfreut nach Hauſe, beſchenkten aber mit den ſchönen Blumen die Kinder des Türken.

Beide Knaben kamen nun öfter in den Garten, um Gemüſe zu holen. Die Kinder des Türken dünkten ſich zu vornehm, den Gemüſekorb zu tragen. Sie waren es daher wohl zufrieden, daß die Knaben ſich ſo bereitwillig dazu zeigten. Da ſie überdies die Blumen und Früchte, die ihnen der Gärtner mit in den Kauf gab, allemal unter die Türkenkinder

austheilten, so sagten diese: „Nun ist's uns noch lieber, daß ihr euch mit dem Korb schleppt; denn uns hat der knauserige Gärtner noch nie so schöne Blumen und köstliche Früchte geschenkt, wenn wir Gemüse holten.“ Die Knaben kamen daher fast täglich in den Garten. Der fromme, christliche Gärtner wußte ihnen allemal viel Lehrreiches und Erfreuliches zu sagen. Sie freuten sich schon am frühen Morgen auf die Viertelstunde oder halbe Stunde, die sie bei ihm zubringen durften. In der Folge erlaubte ihnen Selim, auf ihr flehentliches Bitten, täglich eine ganze Stunde bey ihrem geliebten Gärtner, wenn er Feierabend gemacht hatte, zuzubringen. Diese Stunden waren ihnen die seligsten Stunden, die ihnen in diesem unchristlichen Lande zu Theil wurden. Sie dankten Gott alle Tage, daß Er ihnen einen so frommen, guten Priester zum Lehrer gegeben habe.

Fünftes Kapitel.

Der Sklavenmarkt.

So verfloſſen beinahe zwey Jahre. Der Türke Selim hatte die Knaben liebgewonnen, und dachte nicht daran, ſie zu verkaufen. Die Türkin aber war ihnen nicht ſo geneigt. „Wir haben, ſagte ſie eines Tages, die Kinder gekauft und ſie bisher verpflegt. Wir müſſen aber nunmehr darauf bedacht ſeyn, ſie wieder zu verkaufen. Ihre Ernährung und Bekleidung iſt zu koſtſpielig. Sie ſind nun ſchon im Stande, ihr Brod anderwärts zu verdienen. Es iſt Zeit, daß ſie einmal aus unſerm Hauſe weiter kommen.“ Der Eigennutz war aber nicht die einzige Urſache, warum ſie die Knaben verkauft haben wollte. Faſt Jedermann, der in das Haus kam, lobte die Schönheit und Artigkeit der zwey Knaben gar ſehr, ihre Kinder aber nur wenig oder gar nicht. Das war ihr ſehr verdrießlich. Sie kleidete von nun an ihre Kinder auf das ſchönſte, die zwey Chriſtenknaben aber in Sklavenkleider von dem gröbſten Tuche, das ſie auftreiben konnte. Es

half aber Alles nichts; die zwey Knaben gefielen den Leuten doch beſſer. Ja einsmals kam eine fremde Frau, eine reiche Türkin, in das Haus, um ſchön gefärbte Zeuge von Kameelgarn zu kaufen. Timotheus und Philemon ſaßen an einem niedrigen Tiſche, auf dem mehrere Kolben von Türkenkorn lagen, und waren damit beſchäftigt, die großen, goldgelben Körner herauszulöſen. Die fremde Frau erblickte die Knaben und rief verwundert: „Was dies doch für ſchöne Kinder ſind! Wahrhaftig, du biſt eine beneidenswerthe Mutter! Sie ſind wahre Engelskinder.“ Jetzt kamen zwey Kinder der Türkin in die Stube. „Was ſind denn dies für garſtige Geſchöpfe? ſagte die Frau. Die gehören wohl einem eurer Nachbarn? Mich dünkt, ſie ſind mit ihren feinen, aber beſchmutzten Kleidern recht ungezogene Kinder. Gegen die zwey Knaben da ſind ſie rechte Fratzengeſichter.“ Von dieſer Zeit an konnte das Weib die zwey Knaben gar nicht mehr ausſtehen. „Ich kann ſie nicht mehr vor Augen ſehen, ſchrie ſie; ſie müſſen fort, je eher, je lieber.“

Nach einigen Tagen wurde in der weit entfernten Stadt, wo der Paſcha dieſes Be-

zirkes seinen Sitz hatte, ein großer Jahrmarkt gehalten. Da sagte das Weib zu ihrem Manne: „Du mußt die zwey Buben mit auf den Markt nehmen, und sie dort verkaufen. Ich dulde sie nicht mehr länger in dem Hause. Eine Wohlthat will ich jedoch ihnen noch erweisen. Ich will sie neu und etwas besser kleiden, damit sie verkäuflicher sind. Mach also, daß wir ihrer los werden."

Dem Türken Selim war dieses nun gar nicht recht. Er war ein dicker, gutmüthiger Mann, der sich aber von seinem hagern, zänkischen Weibe ganz beherrschen ließ. Er gehorchte, setzte sich mit beiden Knaben auf einen Wagen, und fuhr ab. Einige Kameele mit Waaren beladen, folgten dem Wagen. Er begab sich mit den Knaben, die Hand in Hand vor ihm hergingen, auf den großen Marktplatz, der sich vor dem Hause des Pascha befand, und gedrängt voll Menschen war. Es versammelten sich sogleich mehrere Leute um die zwey Knaben. Die zwey lieblichen Kinder, die einander so ähnlich sahen, fielen Jedermann auf. Mehrere Käufer kamen herbey. Sie sagten jedoch: „Wenn die Knaben nur nicht gar so jung und so klein wären, dann wären sie wohl

gut anzubringen; allein zu Sklavendienſten ſind ſie noch zu ſchwach.“ Sie gingen weiter.

Zwey Käufer, ein Türke und ein Mohr, handelten jedoch um die Knaben, machten aber auch die Ausſtellung, daß ſie noch keine Dienſte leiſten können. „Je nun, ſagte Selim, der türkiſche Kaufmann, ſie könnten doch ihrem künftigen Herrn die Tabackspfeife anzünden, und ihm den Kaffee auftragen, oder in dem Garten die abgefallenen Citronen aufleſen. Wie in chriſtlichen Ländern hohe Herrſchaften ſich's zur Ehre rechnen, einen ſchwarzen Diener zu haben, ſo haben die Mohren gern einen weißen Sklaven in ihren Dienſten, wenn er auch gleich zu nichts ſonderlich taugen ſollte, als zum Staatmachen.“

Der Mohr und der Türke kauften die Knaben. Der Türke ſagte zu dem Sklavenhändler Selim: „Du kennſt mich; hole das Geld bey mir ab!“ und nahm Timotheus bey der Hand, um ihn mit ſich zu nehmen. Der Mohr ſprach zum Verkäufer: „Komm mit dem Knaben in meine Wohnung; dort werde ich dir das Geld erlegen.“

Allein da die zwey Knaben hörten, daß ſie von einander getrennt werden ſollten, fin-

gen sie laut an zu jammern und zu weinen. „Nein, nein, rief der eine, seinen Bruder umarmend, nein, mein liebster Timotheus, ich scheide nicht von dir; ich will mit dir leben und sterben.“ Der andere rief: „Unsere liebe Mutter ist gestorben, unserem lieben Vater wurden wir geraubt! Ich habe nun Niemand mehr, als dich, liebster Philemon! Ich kann, ich kann dich nicht verlassen. Gott wolle dies verhüten!“ Alle Umstehende wurden von dem Jammer der Kinder gerührt.

Die Gemahlin des Pascha, die an dem Fenster stand, um den Markt zu beschauen, hatte die zwey schönen Kinder, die einander so gleich sahen, mit grosem Wohlgefallen beobachtet. Der Jammer der guten Knaben griff ihr tief ins Herz. Sie sandte einen Diener an den Verkäufer und die zwey Käufer der Kinder, und ließ ihnen sagen: „Ich, die Gemahlin des Pascha, will die zwey Kinder kaufen; überlaßt sie mir.“ Alle drey verneigten sich tief gegen das Fenster. Der Sklavenhändler folgte mit den zwey Knaben dem Diener, und stellte der Frau die Kinder vor. Sie bezahlte den Mann viel reichlicher, als er erwartet hatte. Er sagte den Knaben, nicht ohne

Thränen im Auge, Lebewohl, ging aber doch sehr vergnügt über die gute Bezahlung weiter.

Die Frau ließ sich mit den zwey Knaben in ein Gespräch ein, und wollte ihre Geschichte vernehmen. Sie erzählten ihr Alles, was sie wußten, sehr treuherzig. Sie konnten sich in der türkischen Sprache freilich nicht immer ganz richtig ausdrücken. Indeß verstand sie doch Alles, was die Kinder sagten, sehr wohl, mußte jedoch über die seltsamen Ausdrücke, deren sie sich mitunter bedienten, hie und da lächeln. Da sie eine große Kinderfreundin war, selbst aber keine Kinder hatte, so beschloß sie, die Knaben an Kindesstatt anzunehmen. Sie hoffte, ihr Gemahl, der eben in Geschäften verreist war, werde dies gerne zugeben.

Sie ließ beide Knaben, die ziemlich ordentlich, aber doch als Sklaven gekleidet waren, nach türkischer Landesart sehr prächtig kleiden. Als beide Knaben in dem längen türkischen Kleide ihr zugeführt wurden, war sie ganz entzückt. „Das dunkelrothe Gewand, sagte sie, auf das ihre gelben Locken sich verbreiten, steht ihnen wunderschön.“ Sie betrachtete sie von allen Seiten. Den Knaben war es aber nicht lieb, sich als Türken gekleis

det zu ſehen. Allein die Frau ſprach: „Ihr lieben Kinder, ſeyd getroſt! Ich will keine Türken aus euch machen; ich werde aber doch eure zweite Mutter ſeyn.“

Sechstes Kapitel.

Elmine.

Elmine, die Gemahlin des Paſcha, war eine vortreffliche Frau, eine edle, menſchenfreundliche Seele. Sie hielt ihr Wort, den Knaben eine Mutter zu ſeyn. Sie wies ihnen ein eigenes, ſehr ſchönes Zimmer an, übergab ſie der Aufſicht einer Kammerfrau, und befahl einem chriſtlichen Sklaven, zu dem ſie das meiſte Zutrauen hatte, ſie zu bedienen. Sie ließ die Knaben ſehr oft zu ſich rufen. Wenn dann ſie und ihre Kammerfrauen bey ihren Stickrahmen ſaßen, unterhielten ſie ſich mit den Knaben. Sie fragten ſie Vieles, wie es in chriſtlichen Ländern zugehe, und fanden an ihren kindlichen Erzählungen und lebhaften Schilderungen viel Vergnügen.

Wenn Elmine in den Garten ging, der sehr groß und prächtig war, durften die Knaben sie allemal begleiten. Sie erblickten da manche Blume, die sie in den Gärten ihres Vaters und ihres Lehrers Antonius schon gesehen hatten, und begrüßten sie mit Freuden als alte Bekannte; viele sehr große Blumen von blendenden Farben, waren ihnen aber noch ganz fremd. Die Knaben sagten zu der Frau: „Die christlichen Blumen sind uns schon alle bekannt; wir bitten dich, sag' uns doch, wie heißen diese türkischen Blumen?“ Elmine lächelte und nannte die Namen.

Die Knaben durften nun auch, wenn Elmine nicht dabei war, in den Garten oder auch in den Hof an dem Palaste gehen. Jedermann in dem Palaste, gewann die artigen Kinder lieb; die Arbeiter im Garten und die Dienstboten im Hofe hatten große Freude an ihnen; sogar die Thiere waren ihnen zugethan. Sobald die zwey Knaben in dem Garten sich sehen ließen, kam das Paar Schwanen, das sich Elmine auf dem großen Gartenteiche hielt, sogleich an das Ufer herbeigeschwommen, weil die Knaben ihnen allemal Brod zuwarfen. Auch die zwey schönen, gro-

ßen Jagdhunde, die der Pascha hielt, sprangen, so oft die Knaben hinab in den Hof kamen, ihnen freudig entgegen, weil die Knaben ihnen allemal einige gute Bissen zusteckten und ihnen schmeichelten.

Der kleine Philemon hätte, als er die Hunde das erstemal sah, bald großen Verdruß angerichtet. „Wir hatten auf unserm Hofe auch einen solchen Hund, sagte er; er hieß Sultan!“ Zum Glücke hatte diese Rede nur ein christlicher Sklave, der die Hunde füttern mußte, gehört, und warnte ihn, nicht solches mehr hören zu lassen. „Bey Leib und Leben nicht, sagte er, es könnte dir den Kopf kosten. Denn, Sultan nennen die Türken ihren Kaiser.“

Nachdem die Knaben in dem Palaste angewöhnt, und nun immer sehr heiter und fröhlich waren, gab Elmine dem christlichen Sklaven, der die Knaben bisher bediente, und der überaus geschickt war, und schon lange unter den Türken gelebt hatte, den Auftrag, sie in der türkischen Sprachlehre, und im Lesen, Schreiben und Rechnen zu unterrichten. Der Sklave war darüber höchst erfreut. Er begnügte sich aber nicht damit, den Kindern blos

das Lesen, Schreiben und Rechnen zu lehren; er sprach mit ihnen in jeder Unterrichtsstunde von Gott und von Christus dem Herrn.

Eines Morgens wollte Elmine nach den Kindern sehen. Die Thüre des Zimmers stand halb offen. Beide knieten in Mitte des Zimmers und beteten mit lauter Stimme. „O Du lieber Gott, sagten sie unter anderm, Du lieber Vater im Himmel, o segne, segne unsere zweite Mutter, die gute Elmine, mit Deinem besten Segen! Sie ist gegen uns so liebreich und gut. O gieb, daß sie Dich immer mehr, und auch Deinen lieben Sohn, Jesus Christus, erkennen lerne — und selig werde.“

Diese Worte gingen Elminen sehr zu Herzen. Sie befragte von nun an die Knaben öfter über die christliche Religion. Alles, was sie ihr sagen konnten, gefiel ihr sehr wohl. Einiges war ihr jedoch nicht ganz klar. „Ach, sagte sie einmal, ich wünschte mit einem Manne zu sprechen, der mir nähere Auskunft geben könnte!“

„O, riefen beide Knaben, da wissen wir dir den Allerbesten, den man nur immer finden kann! Es ist der gute Gärtner, von dem wir dir — weißt du noch? — so Vieles erzählt

haben. Er iſt ein frommer Chriſt, ein gelehrter Mann, ja ſogar ein chriſtlicher Prieſter.“

„Da habt ihr Recht, ſprach Elmine. Ich werde ihn mir zu verſchaffen wiſſen. Doch laßt nichts davon merken, daß er ein chriſtlicher Prieſter iſt. Das könnte ihm das Leben koſten; die Türken wären im Stande, ihn zu erdroſſeln.“

Da nach einem paar Wochen wieder Jahrmarkt war, ließ Elmine den Kaufmann Selim rufen. „Ich bin dir vielen Dank ſchuldig, ſprach ſie zu ihm. Du haſt mir die zwey Chriſtenknaben zu kaufen gegeben, mit denen ich ausnehmend zufrieden bin. Ich habe aber noch eine andere Angelegenheit. Ich wünſchte meinen Garten in einem beſſern Zuſtande zu ſehen. Die Chriſten verſtehen ſich aber beſſer auf die Gartenkunſt, als die Türken. Wüßteſt du mir keinen chriſtlichen Sklaven zu verſchaffen, der darin erfahren iſt? In dich ſetze ich das größte Vertrauen.“

Der Mann fühlte ſich durch dieſe Anrede geſchmeichelt. „Ich wüßte wohl einen, ſagte er, der viele Proben abgelegt hat, daß er in der Gärtnerei ein großer Meiſter ſey. Allein der wird ſchwerlich zu bekommen ſeyn. Er iſt

der Sklave des reichen Ibrahim.“ „Kaufe ihn mir, sprach Elmine, für welchen Preis es auch immer sey. Sage dem reichen Manne, ich bedürfe seines Gärtners. Da wird er sich gewiß nicht weigern, ihn mir zu überlassen.“

Selim begab sich, sobald er nach Hause kam, zu Ibrahim, und erbot sich, ihm seinen Sklaven abzukaufen. Allein Ibrahim gab ihm mit Unwillen eine abschlägige Antwort. „Was fällt dir ein? rief er; mein Gärtner ist ein so guter Mann, und leistet mir so gute Dienste, daß er mir um keinen Preis feil ist. Ich verkaufe ihn durchaus nicht.“ Als der reiche Türke aber vernahm, die Gemahlin des Pascha verlange den Sklaven, ergab er sich darein.

Selim kam mit Antonius in dem Palaste an, und der Hausmeister führte beide zu Elminen. Sie erstaunte, obwohl Antonius nur in schlechte Sklavenkleider gehüllt war, über seine ehrwürdige Gestalt. Sie bezahlte Selim, so viel als er gefordert hatte, befahl dem Hausmeister, die zwey Knaben zu rufen, und sprach, sobald er sich mit Selim entfernt hatte, zu Antonius: „Ehrwürdiger Vater! Deine zwey kleinen Schüler, Timotheus und Phile-

mon, die dich so zärtlich lieben, wie Kinder ihren Vater, haben mir von dir erzählt. Du sollst von nun an auch mein Lehrer seyn. Ein christlicher Priester, wie du, kann mir über Das, was mir am meisten am Herzen liegt, und was für alle Menschen das Allerwichtigste ist, die sicherste Auskunft geben."

Antonius erhob Augen und Hände zum Himmel und sprach: „Guter Gott! welche große Dinge führest Du durch diese Kinder aus!" — In diesem Augenblicke kamen beide in das Zimmer. Voll der höchsten Freude eilten sie auf ihn zu, und riefen: „O Antonius! Du unser Lehrer, unser zweiter Vater! O wie danken wir Gott, daß wir dich wieder haben!" Ihre Freude war unaussprechlich.

Elmine ließ Antonius besser, wiewohl nur als einen Gärtner, kleiden. Sie kam mit den zwey Knaben öfter in den Garten, und unterredete sich mit Antonius. Die Türken meinten, sie berathe sich mit ihm blos, wie der Garten des Pascha zu verschönern sey. Allein sie sprachen von einem herrlicheren Garten, als diesem — von dem Reiche Gottes. Sie redeten nur von Gott und dem göttlichen Erlöser. Ueber das, was Antonius Elminen sagte,

ging ihr ein neues Licht auf. Sie wurde eine Christin. Sie legte in Geheim, nur vor ihm, den beiden Knaben und zwey christlichen Sklaven, in dem Gartensaale das christliche Glaubensbekenntniß ab, und ließ sich von ihm taufen.

Elmine erhielt auf ihr Verlangen den Taufnamen Elisabeth. Antonius hatte ihr von Elisabeth erzählt, und diese heilige Landgräfin wegen ihrer Demuth, Sanftmuth und ungemein großen Mildthätigkeit gegen Arme und Leidende gerühmt, und sie ihr besonders als ein Vorbild fürstlicher oder sonst hoher, vornehmer Frauen vorgestellt. Elmine wählte daher diesen Namen, um an ein so schönes Beispiel beständig erinnert zu werden, und ganz in die Fußstapfen dieser heiligen Frau einzutreten.

Siebentes Kapitel.

Der Kriegsgefangene.

Während Elmine die zwey liebenswürdigen Kinder in ihr Haus aufgenommen, und den

frommen Antonius nicht so fast zum Oberaufseher über ihre Gärten, als zu ihrem Seelsorger gemacht hatte, befand sich der Pascha, ihr Gemahl, beständig zu Konstantinopel. Der türkische Kaiser rüstete sich zu einem neuen Feldzuge gegen die Christen, und hatte den einsichtsvollen Mann in den Kriegsrath berufen, und ihn zu einem der ersten Feldherrn bestimmt. Der Krieg brach wirklich aus. Elmine erhielt durch einen Eilboten zu Pferd sogleich Nachricht davon. Sie und ihre christlichen Freunde waren darüber sehr betrübt; allein die Türken im Palaste und in der Stadt freuten sich und jubelten hoch auf.

Obwohl das große Kriegsheer in einer ganz andern Gegend in Ungarn eindrang, so wollten die Türken doch auch dahier ihres Orts nicht müßig seyn. Sie rotteten sich zusammen, zogen in stürmischer Eile über die Gränzen, überfielen die benachbarten Städte, Flecken und Dörfer, plünderten die Häuser, verheerten die Felder, trieben die Heerden weg, sengten und brennten, und führten auch viele Gefangene mit sich fort in die Türkey.

Mehrere Gefangene wurden, unter einem großen Zusammenlaufe und Freudengeschrei des

Volkes, auf den großen Marktplatz vor dem Palaste des Pascha gebracht, um sie da zum Verkaufe feil zu bieten. Elmine und die zwey Knaben eilten an das Fenster, um sie zu sehen. Da erblickten die Knaben unter den Gefangenen ihren Vater. Beide riefen mit Einer Stimme, so laut sie konnten: „Vater! Vater! Liebster Vater!“ Er sah hinauf, sah da zwey Knaben in türkischer Kleidung, wußte aber noch nicht, wem ihr Zuruf gelte. Aber schon waren sie vom Fenster verschwunden. Sie eilten hinab, sie suchten sich durch die Volksmenge hindurch zu drängen. Man machte ihnen zu beiden Seiten Platz.

Sie gelangten zu ihrem Vater, sie umschlangen seine Kniee. Er kannte sie nicht sogleich. „O liebster, bester Vater, riefen sie, kennst du uns denn nicht mehr? Ich bin dein Timotheus! Ich bin dein Philemon!“ „O meine Kinder! rief jetzt der Vater mit lauter, herzdurchdringender Stimme. O Gott! o Gott! wie dank' ich Dir!“ Vater und Söhne brachen unter tausend der herzlichsten Begrüßungen in Freudenthränen aus. Er achtete nicht mehr seiner Ketten. Er war voll Seligkeit. Die Leute, die zunächst standen, waren erstaunt

und gerührt; vielen kamen Thränen in die Augen. Sie riefen den Entferntern zu, die auch wissen wollten, was es gebe: „Er ist ihr Vater! Sie sind seine Söhne!“

Elmine schickte einen Diener hinab mit der Botschaft: „Die Gemahlin des Pascha verlangt, diesen Gefangenen ihr zu überlassen.“ Die Soldaten führten ihn zu ihr hinauf. Elmine beschenkte sie reichlich, und sagte: „Nehmet dieses nur einstweilen! Bezahlen wird euch, ihr tapfern Krieger! wenn er zurückkommt, der Pascha.“ Die Knaben baten, ihrem geliebten Vater die Ketten abnehmen zu lassen. Die Frau befahl den Kriegern, es zu thun. Sie gehorchten, und entfernten sich mit den Ketten. Die erfreuten Knaben verwandten kein Auge von dem Vater, bemerkten jedoch mit Wehmuth, daß er, seit sie ihn das letzte Mal gesehen hatten, sehr gealtert habe. In der That hatte seine tiefe Betrübniß über den Tod der geliebten Mutter und der unbeschreibliche Kummer über den Raub seiner lieben Kinder, auch seine eigene Hinwegführung in die Sklaverei, wobey er von den grausamen Türken Vieles leiden mußte, seine Haare vor der Zeit grau gemacht, und in seine edlen Gesichtszüge Fal-

ten gebracht. Beide Knaben waren darüber sehr betrübt.

Doch auch der Vater wurde auf einmal sehr traurig; die prächtige, türkische Kleidung seiner Söhne befremdete ihn. Er fürchtete, sie seyen Türken geworden. Elmine bemerkte seine Traurigkeit, und vermuthete die Ursache derselben. „Seyd gutes Muths, lieber Vater, und freuet euch, sprach sie. Auch ich bin eine Christin. Gott hat sich dieser Eurer guten Kinder bedient, mir Jesum Christum zuerst zu verkünden. Und dieser würdige Mann hier, der ein christlicher Priester ist — sie zeigte auf Antonius, der eben in das Zimmer trat — ward weiterhin mein und ihr Lehrer. O, wie freue ich mich, den Vater so guter Kinder kennen zu lernen!“

Jetzt erst fühlte der Vater sich ganz selig; er lobte und pries Gott mit lauter Stimme.

Elmine, die zwey Knaben und Antonius beeiferten sich nun, dem Luzius zu erzählen, wie wunderbar Gott Alles gefügt hatte. Er verlebte hier sehr frohe Tage; alle waren selig in Gott.

Indeß sehnte Vater Luzius sich doch mit seinen Kindern zurück in seine Heimath, zu-

mal die Türken, die ſich in dem Palaſte befanden oder dahin kamen, ihm ſehr finſtere Geſichter machten und, wie er wohl merkte, ihren Ingrimm gegen ihn nur mit Mühe zurückhielten. Er bat daher die Frau, ihn und ſeine Söhne nach Hauſe reiſen zu laſſen. Allein Elmine ſprach: „So lange der Krieg währt, iſt es nicht rathſam; ihr wäret da tauſend Gefahren ausgeſetzt. Sobald es aber Friede ſeyn wird, werde ich euch ehrenvoll und mit reichlichem Erſatz für Alles, was ihr durch den Krieg verloren habt, zurückſenden in euer Vaterland.“

Luzius gab ihr Recht, und erkannte ihre Güte mit Dank. „Nur, ſagte er, würde es mir ſchwer fallen, dahier ohne beſtimmte Beſchäftigung zu leben. Die Langeweile würde mir unerträglich ſeyn.“ Er hatte ſich bisher blos in ſeinen freien Stunden und zu ſeinem Vergnügen mit der Gartenkunſt beſchäftigt, und es beſonders in der Blumenzucht ſehr weit gebracht. Er bat daher, ihn dem frommen Antonius zum Gärtnergehülfen beizugeben, was Elmine denn auch ſehr gerne that. Luzius zog zu Antonius in die Gärtnerwohnung, und Beide freuten ſich, nun bei einan-

der zu leben, und ihr Leben gemeinſchaftlich, in Arbeit und Gebet, Gott widmen zu können.

Achtes Kapitel.

Der Paſcha.

Nach langer Zeit kam, plötzlich und ganz unerwartet, der Paſcha zurück. Die Türken hatten eine große Schlacht verloren, und einen ſehr unrühmlichen, ihnen nachtheiligen Waffenſtillſtand eingehen müſſen. Als er mit einem zahlreichen Gefolge von Offizieren und Soldaten durch die Straßen der Stadt ritt, lief alles Volk zuſammen, und begrüßte ihn mit frohem Jubel. Er aber war höchſt aufgebracht, und fluchte über die Chriſten. Seine Diener verkündeten ihm, noch bevor er ſeinen Palaſt betrat: „Auch deine Gemahlin iſt eine Chriſtin geworden. Ein Prieſter der Chriſten hat ſich, in einen Gärtner vermummt, in deinen Palaſt eingeſchlichen, und ſie von Mahomed abtrünnig gemacht. Noch ein anderer Chriſt, der als Kriegsgefangener hieher gebracht wurde, den

aber deine tapfern Krieger ihr ausliefern mußten, hat auch dazu geholfen. — Sieh, dort geht er eben vorbei! — Diesen zwey verruchten Christen schenkt sie ihr ganzes Vertrauen; wir Türken gelten nichts mehr bey ihr! Sie richtet sich in ihrem Betragen mehr nach den Sitten christlicher als türkischer Frauen. Um aber das Maaß voll zu machen, hat sie sogar zwey Christenknaben, die Söhne jenes gefangenen Türkenfeindes, an Kindesstatt angenommen."

Da wurde der Pascha noch aufgebrachter, und kam vor Wuth fast außer sich. Er rannte wie toll die Stiege hinauf, seine Gemahlin zur Rede zu stellen. Oben an der Stiege begegnete sie ihm, ihn freundlich zu bewillkommen. Bey ihrem Anblicke suchte er sich zu fassen, und sagte ziemlich ruhig: „Ist es wahr, bist du eine Christin?" Sie sprach: „Es ist wahr, ich bin eine Christin! Und ich freue mich, meinen Glauben an Christus freimüthig zu bekennen." Da riß er ganz rasend seinen Säbel aus der Scheide, um ihr den Kopf zu spalten. Allein ein Hauptmann, der ihn begleitete, fiel ihm in den Arm, hielt ihm mit vieler Mühe die Hand zurück und sagte: „Laß

ihr doch Zeit, ſich zu bedenken; ich zweifle nicht, ſie läßt ſich auf beſſere Gedanken bringen. Unſere Geſetzlehrer werden ſie zu belehren wiſſen. Die gute Frau wurde durch Ueberredungskünſte nur zum Glauben der Chriſten verführt; ſie wird ihre Thorheit bald einſehen und bereuen. Laß ihr doch Zeit dazu.“

„Es ſey, ſprach der Paſcha; ich laſſe ihr drei Tage Bedenkzeit. Führt ſie auf ihr Zimmer und bewacht ſie dort. Den verhaßten Prieſter aber, und den andern verfluchenswerthen Chriſten, werft in das Gefängniß. In drey Tagen ſollen ſie ohne Gnade ſterben; ich laſſe Beiden die Köpfe abſchlagen, und dem ſinnloſen Weibe da, wenn ſie indeß nicht zur Beſinnung kommt, zugleich mit ihnen. Alle drey ſollen dann in Einer Stunde hingerichtet werden.“ Man führte die Frau auf ihr Zimmer, und ſtellte eine Wache davor. Der fromme Geiſtliche aber und der Vater der zwey Knaben wurden in das Gefängniß geworfen.

Die guten Knaben, Timotheus und Philemon, waren höchſt traurig und beſtürzt, daß man ihren lieben Vater in drey Tagen wolle hinrichten laſſen. Alle im Palaſte hatten Mitleid mit ihnen. Die chriſtlichen Sklaven lieb-

ten ſie von Herzen; denn die Knaben hatten ihnen viel Gutes erwieſen, und von der Frau des Hauſes manche Wohlthat für ſie erfleht. Auch die Türken waren den liebenswürdigen Kindern nicht abgeneigt. Sie hatten öfter zu einander geſagt: „ſie ſind wackere Knaben; ſie werden einmal ganz gewiß brave Türken werden.“ Sie tröſteten nach ihrer Art die Knaben. „Seyd froh, ſagten ſie, daß der Paſcha euch nicht auch hinrichten läßt. Ihr dürft von Glück ſagen, daß er euch verſchont! Nehmt euch aber wohl in Acht, ihm jetzt vor die Augen zu kommen; ſonſt läßt er euch die blonden lockigen Köpfe auch abſchlagen.“

Beide Knaben gingen auf ihr Zimmer, knieten da nieder, erhoben ihre Hände zum Himmel, und beteten unter heißen Thränen: „O Du guter, barmherziger Gott! Erbarme Dich unſers lieben Vaters, unſers lieben Lehrers und der guten Elmine! Errette Du ſie! Denn Du kannſt es allein.“ Sie tröſteten einander mit den Worten der heiligen Schrift. Beſonders tröſtlich waren ihnen die Worte Davids, die ihnen der fromme Antonius öfter geſagt hatte: „Die Gerechten haben viel zu leiden, aber der Herr wird ſie

aus allen Leiden erlöſen; denn Er iſt der treue, mächtige Hüter und Beſchützer aller Bedrängten.“

Hierauf beteten ſie wieder, und dachten dann wieder an einen ſchönen, troſtreichen Ausſpruch der heiligen Schrift, von denen ſie viele auswendig wußten. Und ihr kindliches Vertrauen auf Gott und ſeine Verheißungen machten es ihnen leichter um das Herz. Sie wurden getroſt und vollkommen ruhig.

Neuntes Kapitel.

Die Flucht.

Der herzlichſte Wunſch der Knaben war nun, ihren geliebten Vater im Gefängniſſe zu beſuchen. Der Soldat, der es bewachte, war wohl ein Türke; allein er war in ſeinem Herzen der chriſtlichen Religion eben nicht abgeneigt. Nur verbarg er, aus Furcht vor dem Paſcha, dieſe ſeine Geſinnungen. Die Knaben baten ihn, ſie zu ihrem Vater zu laſſen. „Ich

will es euch gestatten, sagte er; nur muß es heimlich geschehen. Kommt heute Nacht wieder.“ Er nannte ihnen die Stunden, in denen er Wache habe.

Beide begaben sich hierauf zu dem Gefängnisse ihres frommen Lehrers. Ein türkischer Soldat hielt Wache vor der Thüre. Sie verlangten mit vielen Bitten und Thränen eingelassen zu werden. Allein er wies sie roh und trotzig zurück. Sie versuchten hierauf, Elminen zu sehen. Sie kamen vor die Thüre ihres Zimmers. Zwey Türken mit blanken Säbeln standen vor der Thüre. Die Knaben brachten sehr schüchtern und bescheiden ihre Bitte vor. Allein der eine Soldat sagte nur kurz: „Nichts da! Es ist verboten.“ Der andere schwang den Säbel und rief: „Geht! oder —!“ Sie kehrten betrübt zurück.

Als die Nacht angebrochen war, schlichen sie sich zu dem Kerker ihres Vaters. Die Gefängnisse waren an den Palast angebaut. Ein schmaler Gang führte dahin. Der Wächter zündete an einer Lampe, die auf dem Gange brannte, eine kleine Laterne an, gab sie den Knaben, öffnete die Thüre, und ließ sie hinein.

Der Vater saß in dem dunkeln Gefäng-

niſſe, das von der Laterne nur dürftig erhellt wurde. Sie fielen beide vor dem geliebten Vater auf die Knie nieder, und weinten über den blutigen Tod, der ihm bevorſtand. Er aber ſprach: „O meine liebſten Kinder, ſeyd getroſt. Was Gott über mich verhängt hat, wird in Erfüllung gehen. Gegen ſeinen Willen kann mir kein Haar gekrümmt werden. Sein Wille geſchehe! Hat er meinen Tod beſchloſſen, ſo freue ich mich darauf, meinen Glauben an ſeinen geliebten Sohn Jeſus Chriſtus mit Vergießung meines Blutes zu bezeugen.“

„O das iſt gut, ſagten die Knaben, dazu ſind wir auch bereit. Aber was ſollteſt du dich von dieſem grauſamen Paſcha hinrichten laſſen? Alle dieſe Türken hatten kein Recht dazu, uns zu Sklaven zu machen. Entfliehe! Du kannſt es leicht. Der Soldat, der dich bewacht, iſt ein guter Mann, aber ein ſehr träger, ſchläfriger Türke; er hat ſich, anſtatt Wache zu ſtehen, niedergeſetzt auf den Boden, und er wird bald einſchlafen. Dann können wir leicht entrinnen. Wir wiſſen ein verborgenes Thürchen, das durch den Garten hinausführt in das Feld.“

Der Vater bedachte ſich, und war dazu bereit. Einer der Knaben ſchlich vor die Thüre. Er kam zurück, und ſagte leiſe: „Der wachhabende Soldat ſchläft bereits und ſchnarcht gewaltig. Laß uns alſo entfliehen!“ „Nun denn, in Gottes Namen! ſagte der Vater. Ich kenne die Gegend. Wir haben zwey hohe Berge zu überſteigen; dann kommen wir in lauter Wälder und erreichen mit Gottes Hülfe die chriſtliche Gränze.“ Sie entflohen.

Der Mond leuchtete helle. Sie kamen glücklich über den erſten Berg, wiewohl ſie öfter durch dichte Gebüſche dringen oder über Felſen klettern mußten. Der Morgenhimmel fing an ſich zu röthen. Sie gingen nun mit leichterer Mühe weiter, quer durch das breite Thal hin, und erreichten den andern Berg. Nun hörten ſie aber auf einmal ein Jagdhorn erſchallen, den Hufſchlag mehrerer Pferde und das Gebell von Hunden. „Das iſt eine Jagd,“ ſagten die Knaben. Allein der Vater ſprach: „Ich fürchte, das ſind die Leute des Paſcha! Es ſind ſeine berittenen Feldjäger, die er uns nachſchickt, um uns wieder einzufangen. Wir müſſen uns verbergen, bis ſie vorübergezogen ſind.“ Sie fanden unten am Berge eine Fel-

senhöhle, deren Eingang von Gesträuch überschattet war, und verbargen sich darin. Die Reiter kamen das Thal herab und immer näher.

Der Vater kniete in der Höhle nieder und betete: „O Du lieber, guter Gott, o rette diese meine Kinder!“ Er fürchtete, der Pascha möchte in seiner Wuth auch die armen, schuldlosen Knaben ermorden lassen. Beide Knaben knieten neben den Vater hin, und beteten mit erhobenen Händen: „O lieber Gott! Errette nur unsern lieben Vater vor einem so grausamen Tode! Laß lieber uns beide hinrichten. Nimm unser Leben für das seinige.“ Dem Vater kamen über diese kindliche Liebe die Thränen in die Augen. „Ein so armer Mann ich jetzt bin, sprach er, so bin ich doch ein glücklicher Vater. Gewiß, ich bin glücklicher als der Pascha, ja selbst als der Sultan.“

Das Getöse der Pferde und Hunde entfernte sich jetzt. „Gott sey Dank, sagten die Knaben; nun wollen auch wir weiter ziehen!“ „Noch nicht, sprach der Vater, noch sind wir nicht sicher.“ Er setzte sich auf das Moos in der Höhle; beide Knaben setzten sich neben ihn. Alle drey fühlten erst jetzt, wie müde sie von dem angestrengten Bergsteigen seyen. Auch

regte sich bey den Knaben der Hunger. Sie hatten gestern Abend, ja fast am ganzen gestrigen Tage vor Betrübniß nichts gegessen. Sie hatten aber von ihrem Abendessen Gebackenes und Obst in ihre Taschen gesteckt, um es ihrem Vater in das Gefängniß zu bringen; denn sie wußten, daß man ihm nichts gebe, als Wasser und schimmliges Brod. Jeder zog jetzt ein Stückchen Kuchen und einen Apfel aus der Tasche. Beide sagten zugleich: „Da nimm, lieber Vater, und iß!“

„O meine lieben Kinder, sprach der Vater gerührt, eßt doch ihr! Ich habe noch keinen Hunger.“ „O, iß doch, sagte Timotheus, wir haben schon noch mehr. Sieh da!“ Er legte noch ein Stückchen Kuchen und ein paar Aepfel auf das Moos hin. Allein der Vater sprach: „Eßt doch, meine Kinder, eßt, und spart das, was ihr noch mehr habt, auf. Ihr werdet es noch sehr nöthig haben. Wir kommen nicht so bald zu Leuten, die euch ein Stücklein Brod geben würden.“ „Ach, Vater, sagte Philemon, wenn du nicht essen willst, so essen wir auch nicht.“ Der Knabe legte Kuchen und Aepfel bei Seite.

„So wollen wir denn mit einander essen,

ſagte der Vater, doch zuvor dem lieben Gott danken für ſeine milden Gaben.“ Beide Knaben erhoben andächtig die gefalteten Hände. „Du guter Gott, ſagte Timotheus, ich danke Dir, daß Du Getreide und Obſt wachſen läſſeſt!“ „Und, ſprach Philemon, daß Du lieber, guter Gott, es uns in den Sinn gegeben haſt, Kuchen und Aepfel mitzunehmen. Wir könnten ja ſonſt in dieſer Wildniß hier leicht verhungern.“

Alle drey aßen ſehr vergnügt. Die Morgenröthe ſchien herein in die Höhle und erleuchtete das tiefe Dunkel. „O wie freundlich iſt doch Gott, ſagte Timotheus, daß Er das ſchöne Morgenroth geſchaffen hat!“ Philemon ſagte: „Wie können doch die Menſchen, wenn ſie das freundliche Morgenroth anſehen, einander noch ein unfreundliches Geſicht machen! Wie können ſie ſogar ſo grauſam ſeyn, das Blut ihrer Mitmenſchen zu vergießen!“

„Laßt uns, ſprach der Vater, Gott loben und preiſen, daß er das liebliche Morgenroth geſchaffen hat, und jetzt ſeine Sonne bald wieder aufgehen läßt über Gute und Böſe. Wir wollen darin ſeine Liebe erkennen, und ihm an Liebe gleichen und auch unſere Feinde lieben!“

Zehntes Kapitel.

Neue Gefahr.

Jetzt ließ auf einmal sich das Jagdhorn wieder hören, und kam immer näher. Es war wirklich blos eine Jagd. Der Pascha jagte in der Gegend. Er hatte vor Zorn über den christlichen Priester und den Vater der zwey Knaben, und vor Kummer wegen seiner Gemahlin die ganze Nacht hindurch nicht schlafen können. Er war daher lange vor Tag aufgestanden, und hatte beschlossen, sich auf die Jagd zu begeben. „Die Jagdlust, sagte er, wird mir vielleicht die Grillen vertreiben.“ Er wußte noch nichts davon, daß Luzius entwichen sey. Der Wächter hatte wohl bemerkt, der Gefangene sey nicht mehr im Gefängnisse; allein er hatte sich nicht getraut, eine Anzeige davon zu machen. Er zog blos den Schlüssel ab, der noch an der eisernen Thüre steckte, schob ihn in die Tasche, und ging mit dem Gewehr im Arme vor der Thüre auf und ab, als wäre nichts geschehen. „Wenn man mich

zur Rede ſtellt, dachte er, wo der Gefangene hingekommen ſey, ſo ſage ich, ich wiſſe es nicht.“

Indeß rückte die Jagd der Höhle immer näher. Auf einmal erhoben die Hunde ein lautes Gebell. Zwey große Jagdhunde kamen in die Höhle, und ſprangen, freudig bellend und mit dem Schweiſe wedelnd, um die zwey Knaben herum. Es waren die Jagdhunde des Paſcha. Sie waren auf die Spur der Knaben gekommen, verfolgten die Spur und zeigten daher eine ſo große Freude, ihre zwey Wohlthäter zu finden. „Ach, ihr guten, treuen Thiere, ſagte Timotheus, ihr wißt nicht, was für einen ſchlimmen Dienſt ihr uns erweiſet!“ Philemon guckte durch den Eingang der Höhle, und ſagte erſchrocken: „O Du mein Gott, es iſt der Paſcha ſelbſt. Er iſt vom Pferde abgeſtiegen, und kommt mit geſpanntem Bogen gerade auf die Höhle zu! Ach Gott, wie wird es uns ergehen!“ Beide Knaben bebten und zitterten vor Angſt.

Der Vater ſprach: „Fürchtet euch nicht, meine lieben Kinder! Es kann uns nichts begegnen, als was Gott über uns beſchloſſen hat. Der Wille des Herrn geſchehe!“ Er befahl ihnen, weiter zurückzugehen und ſtellte

ſich vor ſie hin, um ſie zu beſchützen, und ſeine Bruſt zuerſt dem mörderiſchen Pfeile darzubieten.

Der Paſcha trat vor den Eingang der Höhle, in der Erwartung, ein Stück Wild anzutreffen. Er bemerkte, daß ſich in der dunkeln Höhle etwas rege, und wollte eben den Pfeil darauf abdrücken — da ſah er erſt, es ſey kein Wild, ſondern ein Menſch. Er ſenkte den Bogen und rief zornig hinein: „Wer du auch ſeyeſt, komm heraus!“ Luzius trat hervor, und blieb ruhig ſtehen, ohne daß ein Zeichen von Furcht oder Schrecken an ihm zu bemerken war.

„Du biſt es! Du! ſchrie der Paſcha wie raſend, Du, mein Gefangener! Du haſt dich unterſtanden, mir zu entlaufen? Es ſoll dir aber nichts helfen! Ehe zwey Tage vergehen, wird dir der Kopf abgeſchlagen.“ „Auf, rief er ſeinen Leuten zu, ergreift und bindet ihn.“ „Und ihr, befahl er zwey reitenden Jägern, nehmt ihn zwiſchen eure zwey Pferde, führt ihn zurück, laßt ihn in Ketten legen und ihn in das furchtbarſte Gefängniß zu unterſt in dem tiefſten Thurme werfen.“

Als die zwey Knaben ſahen, daß man ih-

ren geliebten Vater binde, kamen beide aus der Höhle hervor, und flehten für ihn um Gnade und Erbarmung. „Wie, rief der Pascha, ihr seyd auch da! Welch ein Böſewicht iſt der Mann, der die zwey jungen Sklaven, für welche die Frau eines Pascha ihr theures Geld ausgelegt hat, entführen wollte!“ So zornig er war, ſo konnte er die zwey lieblichen Knaben mit ihren Augen voll Thränen, ihren emporgehobenen zarten Händen doch nicht ohne Mitleid anſehen. „Dieſen Kindern, ſagte er, kann ich es nicht übel nehmen, daß ſie mit ihrem Vater gingen. Dafür verdienen ſie keine Strafe; daran haben ſie Recht gethan. Denn der Mann, ſo ſchlimm er auch ſeyn mag, er iſt nun doch einmal ihr Vater! — Uebrigens nehme ein jeder von euch zwey Jägern einen der Knaben zu ſich auf das Pferd, um ſie zurückzubringen in meinen Palaſt!“

Der Pascha ritt voll Unmuths mit ſeinem Gefolge weiter, und ſetzte ſeine Jagd fort. Die zwey Knaben wurden in den Palaſt zurückgebracht; ihr edler Vater aber in ein furchtbares unterirdiſches Gefängniß geworfen.

Eilftes Kapitel.

Verſuchung zum Abfall.

Der Paſcha, Namens Abdallah, fand an der Jagd das gewohnte Vergnügen nicht mehr. Er ließ Hirſche und Rehe ganz nahe an ſich vorbeilaufen, und bemerkte ſie kaum. Es war ihm ein ſchrecklicher Gedanke, daß Elmine, ſeine Gemahlin, nunmehr zu den Chriſten gehören ſollte, denen er Haß geſchworen hatte bis zum Tod. Indeß war die Liebe zu der edlen Frau, ſo zornig er auch über ſie war, in ihm doch noch nicht erloſchen. Haß und Liebe ſtritten mit einander in ſeinem Herzen. Er befand ſich in einem höchſt unruhigen — peinlichen Zuſtande; ſein ganzes Gemüth war im Aufruhre, gleich dem Meere, wenn es von entgegengeſetzten Winden bewegt wird. Er ritt den ganzen Tag über unſtät im Walde hin und her, daß er ſeinen Leuten wie verwirrt vorkam. Erſt mit einbrechender Nacht ſchlug er den Weg zur Stadt ein. Er verbot den Jägern, ein Waldhorn erſchallen zu laſſen.

In tiefer Stille zog er da ein. Auf den traurigen Tag folgte eine qualvolle Nacht.

Sobald es Tag ward, ließ Abdallah drey türkiſche Geiſtliche rufen, die man Imam nennt, und ſprach zu ihnen: „Euch halte ich für die gelehrteſten, eifrigſten und beredteſten aller Imame; deßhalb habe ich euch mir zu einem wichtigen Geſchäfte auserſehen. Geht zu meiner Gemahlin und beredet ſie, ihrem neuen Glauben zu entſagen, und wieder zu unſerm Glauben zurückzukehren. Wenn es euch gelingt, ſo gebe ich jedem von euch einen ſchweren Beutel voll Gold.“ Sie verſprachen, ihr Beſtes zu thun, und zweifelten gar nicht an dem glücklichſten Erfolge. Allein nach einer Unterredung von mehr als zwey Stunden kamen ſie wieder zu dem Paſcha zurück, zuckten die Achſeln, und ſagten mit betrübten Mienen: „Wir richten leider nichts aus! Es iſt eine ſeltſame Veränderung mit der Frau vorgegangen. Wir wiſſen gar nicht, was für ein Geiſt aus ihr ſpricht. Wir konnten ihm — wir bekennen es frei! — nicht widerſtehen.“

Der Paſcha fragte mehrmals des Tages, bald dieſe, bald jene der Kammerfrauen, die ſeine Gemahlin zu bedienen hatten. „Was macht ſie?

ſprach er zu einer derſelben, was ſagt ſie dazu, daß ich ihr will den Kopf abſchlagen laſſen? Iſt ſie recht aufgebracht gegen mich? Haßt ſie mich?“ „O nein, ſagte die Kammerfrau, ganz und gar nicht; ſie iſt noch immer voll Liebe gegen dich.“

„Aendert ſie ihren Sinn noch nicht?“ fragte er eine andere. „Sie betet nur für dich, antwortete dieſe, daß du deinen Sinn ändern mögeſt!“ „Sie wünſcht alſo, rief er freudig, daß ich ſie nicht hinrichten laſſe?“ „Davon, antwortete die Kammerfrau, ſagt deine gute Gemahlin kein Wort. Sie wünſcht nichts, als daß auch du ein Chriſt werden mögeſt. Die Seligkeit, ſagte ſie, die ich empfinde, möchte ich auch meinem lieben Gemahl gönnen!“

Der Paſcha ließ Zerine, die erſte Kammerfrau, rufen, zu der ſeine Gemahlin immer das größte Zutrauen gezeigt hatte. „Du giltſt das Meiſte bey ihr, ſprach er, du haſt ſie von ihrer zarteſten Kindheit an erzogen. Du vermagſt Alles über ſie. Rede ihr doch zu, daß ſie ihren Chriſtenglauben aufgebe, und wieder eine Türkin werde.“ „Ich rede ihr beſtändig zu, ſagte Zerine, ihr junges Leben nicht ſo in die Schanze zu ſchlagen. Allein ſie ſagte:

„Lieber ſterben, als Chriſto, meinem göttlichen Erlöſer, abtrünnig werden.“ „Sie denkt wohl, ſagte der Paſcha, daß ich ihr nur drohe, und daß ich ſie nicht werde hinrichten laſſen?“ „Sie zweifelt nicht im Geringſten daran, ſprach Zerine, daß du es thun werdeſt, weil du ihr, wenn Hauptmann Omar dich nicht zurückgehalten hätte, wirklich den Kopf geſpalten hätteſt.“

„Allein, fürchtet ſie ſich denn nicht vor dem Tode?“ fragte der Paſcha. „Ganz und gar nicht, ſagte Zerine. Ich begreife die Frau nicht. Sie freut ſich auf den nahen blutigen Tod. Ich ſagte weinend und ſchluchzend zu ihr: „Ach, ſo ſoll denn dieſer Hals durchhauen werden! So ſoll denn dieſes ſchöne, holde Haupt unter dem Schwerte fallen, und ſich blutig im Staube wälzen! Ich ſtellte ihr ſo recht vor, was dies Schauerliches ſey! Hu, mir ſelbſt ſchauderte! Aber ſie lächelte nur und ſagte: „Das iſt nur ein Augenblick; mein Geiſt kommt ja dann in den Himmel. O wie verlangt mich nach jener unbeſchreiblich großen Herrlichkeit und Klarheit!“ In meinem Leben habe ich die Frau nicht ſo heiter und fröhlich geſehen. Es iſt wunderbar! Die Chriſten ſind ganz eigene Leute; ich denke, es könnte doch

etwas an dem Chriſtenthume ſeyn.“ „Ich denke, ſagte der Paſcha unwillig, du biſt nahe daran, auch eine Chriſtin zu werden!“ Er warf ihr einen zornigen Blick zu, wandte ſich von ihr ab, und ging.

Gegen Abend wollte Abdallah in den Garten hinabgehen, um dort friſche Luft zu ſchöpfen. Auf der Stiege begegnete ihm eine junge Sklavin, Namens Orma, die bey ſeiner Gemahlin als Stubenmädchen diente und ihr auf einem Teller eben ein Glas Waſſer hinauftragen wollte. Er bemerkte ihre von vielem Weinen geſchwollenen Augen und ſagte: „Du haſt ja recht viel geweint, du gutes Kind! Haſt du denn gar ſo großes Mitleid mit Elminen?“ „Ach, ſeufzte die Sklavin, wer ſollte da nicht Mitleid haben? Sie iſt gar ſo gut, und was ihr bevorſteht, iſt gar ſo ſchrecklich!“ „Weinet auch ſie recht viel?“ fragte er. „Nicht ſo viel, ſprach ſie, als wir alle, die bey ihr ſind. Ich glaube, ſie weint nur aus Mitleid mit uns. Sie iſt recht getroſt.“ „Was macht ſie denn den ganzen Tag hindurch?“ fragte er weiter. Das Mädchen antwortete: „Sie lieſt und betet beſtändig, bald ſtill, bald laut; auch für dich betet ſie, und für uns alle.“

„Sag mir aufrichtig, fragte er, haben ihre Gesellschafterinnen ihr auch recht ernstlich zugeredet, sie solle es nicht so weit kommen lassen, daß sie sterben müsse?“ „O ja wohl, sagte die Sklavin; allein sie sprach: „Für den, der sein Leben für mich dahin gegeben, sterb' ich gerne!“ Alle ihre Kammerfrauen, und alle ihre Freundinnen, die sich bey ihr versammelt hatten, baten sie mit weinenden Augen und aufgehobenen Händen: „O werde wieder eine Türkin wie wir!“ Allein sie sprach: „Lieber will ich mich mit glühenden Zangen zerreißen lassen.“

Der Pascha fluchte über diese Hartnäckigkeit, wie er ihre Standhaftigkeit nannte. „Nun denn, rief er, wenn sie es so haben will, so geschehe ihr Wille!“ Er befahl, dicht vor seinem Palaste das Blutgerüst zu errichten, welches denn auch noch in später Nacht bey Fackelschein zu Stand kam.

Zwölftes Kapitel.

Noch eine ſchwere Prüfung.

Schon vor Anbruch des folgenden Tages war die ganze Bevölkerung der Stadt in Bewegung. Faſt alle Einwohner, die chriſtlichen Sklaven ausgenommen, behaupteten, dem chriſtlichen Prieſter geſchehe es Recht, daß man ihm den Kopf abſchlage, und ſie freuten ſich darauf, ſeinen blutigen Tod mit anzuſehen. Den Vater der Zwillingsbrüder bedauerten ſehr viele. „Um ſeiner Kinder willen, ſagten ſie, ſollte man den Vater verſchonen. Es ſind gar ſo liebe Knaben! Wenn ſie ſo in ihrer türkiſchen Tracht mit einander Arm in Arm durch die Straßen gingen, hatte Jedermann Freude an ihnen. In der ganzen Stadt giebt es keine ſchönere, junge Türken ihres Alters. Und dabey ſind ſie gar nicht ſtolz, ſondern freundlich gegen Jedermann, auch gegen die ärmſten Kinder. Man ſollte ſie durch den Tod ihres Vaters nicht ſo betrüben.“

Ueber die bevorſtehende Hinrichtung der

Gemahlin des Pascha entstand ein allgemeiner Jammer. „Sie ist nicht nur die schönste, sondern auch die beste Frau weit umher im Lande! sagten die Leute. Wie oft hat sie den Zorn des Pascha besänftigt, wie viel durch ihre Fürbitten den Bürgern genützt!“ Die Armen in der Stadt zerfloßen in Thränen. „Sie war unsere größte Wohlthäterin, sagten sie alle einmüthig; wir verlieren an ihr eine wahre Mutter.“ Die türkischen Frauen in der Stadt, reiche und arme, waren alle über den Pascha höchst aufgebracht.“ Da kann man sich kein Blatt mehr vor den Mund nehmen, sagte Manche. Seine eigene Frau hinrichten zu lassen, das ist zu arg, zu grausam. Da giebt er unsern Männern ein böses Beispiel! Wie werden diese uns künftig behandeln?! Es ist freilich wahr, die gute Frau beging einen großen Fehler, daß sie eine Christin wurde. Allein dessen ungeachtet kann sie eine gute, ja vortreffliche Frau bleiben, wie sie es bisher gewesen ist. Es giebt unter den Christen auch gute Leute. Was wahr ist, darf man sagen. Viele christliche Sklaven unter uns sind besser als unsere türkischen Sklaven.“

Niemand aber in der ganzen Stadt war

ſo bekümmert, ſo unruhig, als — der Paſcha ſelbſt. Als der Morgen des verhängnißvollen Tages kaum angebrochen war, ließ Abdallah den biedern Hauptmann Omar rufen, und ſprach zu ihm: „Du, braver Omar, haſt Elminen ſchon einmal das Leben gerettet. Du biſt, als ich ihr den Kopf ſpalten wollte, mir in die Arme gefallen, und haſt den Todesſtreich von ihr abgehalten. Zu dir muß ſie Zutrauen haben; gegen dich muß ſie Dankbarkeit fühlen. Und Zutrauen und Dankbarkeit vermögen viel. Geh du zu ihr, und ſag' ihr: „Wenn ſie wieder meines Glaubens werde, ſo wolle ich dem Prieſter Antonius und dem Vater der Knaben das Leben ſchenken.“ Auf dieſen Vorſchlag wird ſie eingehen; den Tod ihrer Freunde wird ſie nicht wollen. Stell' es ihr aber recht nachdrücklich vor; ſag ihr: „Sieh, du kannſt zwei Menſchenleben retten; werde doch nicht Schuld an ihrem Tod.“

Der Hauptmann ging und ſagte ihr Alles getreulich und redlich. Elmine hörte ihn an, und ſchwieg lange. Endlich ſagte ſie: „Ach wie bin ich in ſo großen Aengſten!“ Sie fing an zu weinen und rang die Hände. „Gott weiß es, ſprach ſie, wie gerne ich dieſen guten,

frommen Männern das Leben rettete! Aber ich darf nicht, ich kann nicht! Unter der Bedingung, die man mir macht, ist es mir unmöglich. Meinen zwey Freunden und Mitbrüdern im Herrn würde auch das Leben, wenn es ihnen auf solche Art geschenkt würde, kein angenehmes Geschenk seyn. Mein Abfall würde sie betrüben bis zum Tod. Besser ist es, wir sterben alle drey zusammen; dann sind wir, ehe eine Stunde verfließt, alle drey bey einander in dem Himmel!“

Die junge Sklavin Orma flüsterte ihr leise zu: „Stelle dich nur so an, als entsagtest du Christus, den du deinen Herrn nennest. Sage blos mit dem Munde, ich bin wieder eine Türkin; im Herzen kannst du eine Christin bleiben. So kommt ihr alle drey mit dem Leben davon.“

„Auch blos mit dem Munde, antwortete Elmine, darf ich Christus nicht verläugnen. Denn Er sprach: „Wer mich verläugnet vor den Menschen, den werde ich auch einmal vor meinem himmlischen Vater und seinen Engeln verläugnen.“ Das sind seine Worte. Ich halte mit Herz und Mund fest im Glauben an Ihn. Ich bin bereit, zu sterben.“

Omar brachte mit schwerem Herzen und

bekümmertem Angesicht diese Antwort dem Pascha. „Nun, sprach Abdallah, so habe ich denn alle Mittel erschöpft. Doch, Eines noch will ich versuchen. Sie soll die Hinrichtung ihrer christlichen Freunde mit ansehen. Wenn sie das geschwungene Schwert, das fallende Haupt, das aufspritzende Blut sieht, so wird das Alles sie auf andere Gedanken bringen. Zarte Frauen können kein Blut sehen. Sie wird zusammenschaudern und in Ohnmacht sinken. Und wenn sie dann wieder zu sich selbst kommt, so wird sie sagen: „Nein, so soll es mir nicht gehen. Ich will meinem Gemahl gehorchen; ich will eine Türkin bleiben.“

Der Hauptmann sprach: „Die Geistesstärke dieser bewundernswürdigen Frau ist so groß, daß sie schwerlich so sagen wird.“ Abdallah sprach: „Mir fällt da noch Etwas ein. Ich will den Vater der Knaben zuerst hinrichten lassen. Wenn sie dieses blutige Schauspiel mit ansieht, so wird sie ganz gewiß einen solchen Tod von einem christlichen Priester abwenden wollen. Die Ehrfurcht vor dem Priester, das Mitleid mit ihm werden siegen. Ich zweifle nicht. Man führe sie auf den Altan, von dem man gerade auf das Blutgerüst hin-

abſieht. Beharrt ſie auf ihrem Sinne, ſo bleibe auch ich auf meinem Entſchluß.“ Allein, bey all ſeinem Trotze, war es ihm doch nicht wohl zu Muth.

Dreizehntes Kapitel.

Luzius auf dem Blutgerüſt.

Während im Palaſte tiefe Stille und Traurigkeit herrſchte, der Paſcha voll Unruhe und banger Erwartung war, und nur Elmine ihrem Tode ruhig und heiter entgegen ſah, hatte ſich eine unermeßliche Menge von Menſchen um das Blutgerüſt verſammelt, um das türkiſche Soldaten, die Janitſcharen, einen Kreis ſchloſſen. Alle Fenſter der Häuſer, die den großen Marktplatz umgaben, waren gedrängt voll Menſchen. Viele waren auf die Dächer geſtiegen. Die Hinrichtung einer ſolchen angeſehenen Frau, der Gemahlin des Paſcha, war etwas ſo Außerordentliches, ſo Unerhörtes, daß Jedermann zuſehen wollte.

Als Elmine, von zwey Kammerfrauen be-

gleitet, auf dem Altane, hoch über dem Portale des Palastes erschien, entstand ein theilnehmendes Gemurmel. Viele seufzten stille, Viele jammerten laut. „Seht, das ist sie! riefen Einige. O wer sollte diese herrliche Frau nicht bedaueren.“ Die christlichen Sklaven unter der Volksmenge beteten: „O Gott, erbarme Du Dich ihrer; o Jesu, steh' Du ihr bey!“ Aller Augen waren auf sie gerichtet. Sie war ganz weiß gekleidet, ohne allen Schmuck von Gold und Edelsteinen. Sie warf den Schleyer zurück. Sie sah etwas blaß aus, war aber ganz ruhig und ohne alle Furcht. Sie erhob ihre Augen zum Himmel, faltete ihre Hände und betete stille. Keiner der Zuschauer, der sie so stehen sah, blieb ungerührt. Unzählige Thränen flossen.

Jetzt trat der Pascha mit großem Gefolge von Offizieren und Dienern aus der Pforte des Palastes hervor, auf den erhöhten Vorplatz, zu dem mehrere Stufen hinaufführten. Der Pascha war in seine lange, faltenreiche Amtstracht von Purpur gekleidet, und hatte einen Säbel angegürtet, dessen Griff und Scheide von Gold und Diamanten funkelten. Auf dem Kopfe hatte er einen großen, blen-

dend weißen türkiſchen Bund, den Turban, mit einer hohen Straußenfeder geziert. Sein Angeſicht war ſehr ernſt und finſter. Er war mit ſeinen großen, funkelnden Augen unter den dunkeln Augenbraunen, ſeiner gebogenen Naſe, ſeinem ſchwarzen langen Barte ein ſehr anſehnlicher Mann. Seine Geſtalt hatte etwas Majeſtätiſches. So oft er ſich ſonſt öffentlich zeigte, wurde er immer mit lautem, frohlockendem Zurufe begrüßt. Dieſes Mal ſchwieg aber Alles; es herrſchte eine Todesſtille.

Der edle Luzius wurde gebracht, von mehreren Janitſcharen begleitet. Mit feſtem, ſicherem Tritte betrat er das Blutgerüſt. Der Henkersknecht nahm ihm die Ketten ab, und löste ihm die Halsbinde, ihm den Hals zu entblößen. Der Scharfrichter mit gezogenem Schwerte ſtand bereit. Luzius richtete ſeine Blicke zum Himmel, und betete. Seine Geſtalt kam Allen ſehr ehrwürdig, ja ehrwürdiger und erhabener vor, als die des Paſcha, trotz all deſſen Pracht. Es war ein feierlicher Augenblick, der viele Gemüther, die nicht ohne alles Gefühl waren, erſchütterte. Nun kniete Luzius, auf Befehl des Scharfrichters, nieder. Der Scharfrichter mit erhobenem, furcht-

bar glänzendem Schwerte schaute zum Pascha hinüber, bis dieser, nach dem herkömmlichen Gebrauche der Türken, das Zeichen zum tödtlichen Streiche gebe.

Jetzt kamen mit einmal die zwey Söhne des guten Vaters auf das Gerüst. „O Vater, liebster Vater! riefen beide weinend und schluchzend, und fielen ihm beide um den Hals. So mußt du uns denn jetzt verlassen! So mußt du denn sterben!“ Der Vater stand noch einmal auf. Er faßte einen Knaben um den andern in seine Arme, drückte ihn an sein Herz und küßte ihn. „O meine liebsten Kinder! sagte er, mit lauter, kräftiger Stimme. Seyd getrost; ich sterbe nicht. Ich werde ewig leben. Ich komme jetzt zu Gott! Ich werde jetzt — o wie freue ich mich darauf! — das Angesicht unsers göttlichen Erlösers sehen. Auch eure liebe Mutter werde ich dort in dem Himmel wiedersehen. Ich will ihr Grüße von euch bringen. Gott, der Vater aller Waisen, wird Vater- und Mutterstelle an euch vertreten.“ Er bezeichnete beide Knaben mit dem Zeichen des Kreuzes, obwohl er wußte, daß dieses den Türken ein großes Aergerniß seyn werde. „Und nun, sprach er, empfehle ich

euch Gott und seiner Gnade. Werdet wahre Christen, und gute Menschen; dann ist Alles gut. Im Himmel sehen wir uns wieder! Lebet wohl!“

Beide Knaben redeten einige Augenblicke leise mit einander, und riefen dann laut: „Wir müssen zu dem Pascha; wir haben mit ihm zu reden!“ Sie eilten die Staffeln des Gerüstes hinab. Das Volk machte ihnen Platz. Sie eilten die Stufen zu der Erhöhung, wo der Pascha stand, hinauf. Sie warfen sich ihm beide zu Füßen.

„Was wollt ihr? sprach er trotzig. Ich begnadige euren Vater nicht. Bittet mich also nicht, daß ich ihm das Leben schenke.“ „O nein, sagten die Knaben; wir bitten dich nicht um sein Leben. Wir wissen wohl, daß es vergeblich wäre. Wir bitten dich, laß uns mit ihm sterben!“ „Wie, was? sagte er höchst erstaunt; verlangt ihr, daß ich euch die Köpfe abschlagen lasse? Macht euch das Vergnügen?“ „Ja, ja, sagten die Knaben; es ist unser herzlichster Wunsch!“ „Wie könnt ihr das wünschen? sprach er. Warum verlangt ihr das?“ „Ach, sagten Beide, wir wünschen sogleich mit unserm Vater in den Himmel zu gehen. O

wie ſchön wird das ſeyn, wenn unſere ſelige Mutter den Vater und die Söhne zugleich erblickt! Wie groß wird unſer Aller Freude ſeyn!“

Der Paſcha betrachtete beide Knaben. Sie weinten nicht mehr. Ihre lieblichen Geſichtchen waren, wiewohl noch von Thränen benetzt, ganz unbeſchreiblich heiter und fröhlich. „Ach ja, ſagten beide wiederholt, erfülle doch unſern Wunſch!“ Der Paſcha, der den Muth über Alles ſchätzte, konnte ſich über den Muth ſo zarter Knaben nicht genug verwundern. Ihre Bitte kam ihm höchſt unerwartet; die Freudigkeit, mit der ſie zu ſterben verlangten, war ihm unbegreiflich. Er wußte nicht, wie ihm geſchah. Er war überraſcht, erſchüttert, gerührt. Er rief dem Scharfrichter zu: „Stecke dein Schwert in die Scheide. Die Hinrichtung unterbleibt heute. Führt den Gefangenen wieder in ſein Gefängniß.“

Da entſtand ein großes Getümmel unter dem Volke. Einige murrten, daß ſie der Paſcha um das ſchauervolle blutige Schauſpiel bringe. Die meiſten aber freuten ſich, daß der Vater dieſer guten Kinder und die Gemahlin des Paſcha Gnade zu hoffen hatten.

Die Freude wurde immer allgemeiner. Beinahe alles Volk brachte dem Pascha ein lautes: „Lebe hoch!“

Das Volk ging auseinander. Viele Männer und Weiber blieben indeß truppenweise bey einander stehen. „Wir möchten doch nur wissen, sprachen Einige, was die zwey Kinder dem Pascha gesagt haben!“ „Ei freilich, sagten Andere, wir auch. Allein wir und alles Volk waren zu weit entfernt, um ein Wort zu verstehen. Was sie gesagt haben, das weiß nur der Pascha, und die Offiziere, die ihm zunächst standen. Etwas Besonderes muß es aber gewesen seyn. Man sah es dem Pascha an, er war darüber sehr erstaunt. Er veränderte auf einmal die Farbe. Und daß er so plötzlich die Hinrichtung einstellte, das ist beinahe ein Wunder.“

Auch dem Vater Luzius kam es sehr wunderbar vor. Er wußte auch nicht, was seine Söhne dem Pascha gesagt hatten; denn er war überzeugt, daß die Bitte um sein Leben, wenn sie sonst nichts vorgebracht hätten, ganz vergebens gewesen wäre. „Was es aber gewesen seyn mag, dachte er, so hat es ihnen gewiß Gottes Geist eingegeben!“

Die Gemahlin des Paſcha begab ſich, Gott dankend, wieder auf ihr Zimmer. Luzius wurde wieder in das Gefängniß geführt. Seine beiden Knaben begleiteten ihn. Sie wollten mit ihm in das Gefängniß. „So ſchauerlich es da ſeyn mag, ſagten ſie, ſo werden wir dennoch da, bey unſerm lieben Vater, ſo ſelig ſeyn, als wären wir in dem Himmel.“ Man ließ ſie aber nicht mit ihm hinein. Der Vater umarmte ſeine Söhne; ſie umarmten ihn. Beide Knaben dankten Gott und ihrem Erlöſer auf den Knien, daß Er ſo augenſcheinlich und wunderbar ihren Vater errettet habe.

Vierzehntes Kapitel.

Die Zwillingsbrüder vor dem Paſcha.

Der Paſcha Abdallah entließ ſein Gefolge, und begab ſich in ſeinen Garten. Hier ging er mit großen Schritten in einem langen Gange unter Palmenbäumen auf und ab. „Es iſt ſeltſam! ſagte er bey ſich ſelbſt, und blieb ſte-

ben. Einen ſo ſtarken Muth bey ſo zarten Knaben hätte ich nicht für möglich gehalten. Ich ſelbſt, der ich doch immer voll kühnen Muthes in die Schlacht ging, würde etwas verzagt und kleinmüthig werden, wenn ich als ein armer Sünder ſo jämmerlich und armſelig, ſo wehrlos, ohne ein Schwert zu meiner Vertheidigung zu haben, ſterben ſollte. Ich kann es nicht läugnen, ich würde mich entſetzen, wenn der Sultan mir die ſeidene Schnur ſchickte, daß ich damit erdroſſelt werde. Woher nehmen die Knaben einen ſo hohen, mehr als männlichen Muth? Dieſer Chriſtenglauben muß doch nicht ſo verwerflich ſeyn, als wir Türken dafür halten. Ich muß der Sache näher auf den Grund kommen.“

Er ging wieder eine Weile auf und ab, ſtand dann wieder ſtill, und ſprach: „Die zwey Knaben kamen mir ſehr gelegen. Ich bin in meinem Zorn gegen meine Gemahlin zu weit gegangen. Ich habe meinen Entſchluß, ſie zu tödten, zu beſtimmt, zu laut, vor zu vielen Menſchen ausgeſprochen. Er wurde in der ganzen Stadt, und wohl weit umher im Lande bekannt. Ich konnte ihn mit Ehren nicht mehr zurücknehmen. Da hal-

fen dieſe guten Kinder, ohne ihr Wiſſen, mir aus der Verlegenheit.“

„Freilich wohl, ſagte er, wenn man ein Unrecht begangen hat, oder auf dem Wege iſt, es zu begehen, ſollte man es ſich nicht zur Schande rechnen, wieder umzukehren. Allein ein Paſcha denkt bisweilen anders als andere vernünftige Leute. — Doch, dies beiſeite. Ich kann nun, durch die Vermittelung dieſer Kinder, meinen Ausſpruch aufgeben, ohne daß man mich deßhalb tadle; man wird mich vielmehr loben. Das habe ich heute geſehen und gehört. Alles Volk war traurig, da mein Urtheil vollzogen werden ſollte; es jubelte aber laut, da ich die Vollziehung einſtellte. Das Volk brachte mir ein Lebehoch! Es erwartete, daß ich, wenn ich auch Recht gehabt hätte, Gnade für Recht ergehen laſſe.“

Er wurde ruhiger, ging auf ſein Zimmer, und befahl, ſeine Tabackspfeife zu ſtopfen, die er ſonſt immer im Munde hielt, in dieſen Tagen aber ganz vergeſſen hatte. Er befahl, Kaffee zu bringen. Er rauchte und trank gemächlich, und gebot dann dem aufwartenden Sklaven: „Laß mir die zwey Knaben rufen!“ Sie kamen und blieben ſchüchtern an der Thüre ſtehen.

„Kommt doch näher, ihr lieben Kinder! sprach Abdallah. Ihr gefallt mir; ich ehre euern Muth. Kommt, setzt euch zu mir. Du, zu meiner Rechten, und du, zu meiner Linken. So! Und nun erzählt mir!“

Er that viele Fragen an sie — über ihren Vater, über ihre verstorbene Mutter, und über beider Eltern Beschäftigungen und ganzes Thun und Lassen; über die Art und Weise, wie ihre zwey Kinder in dieses Land gebracht worden, wie ihr Vater und Antonius hieher gekommen, wie Elmine veranlaßt worden, sie in das Haus aufzunehmen, und was seine Gemahlin Alles während seiner Abwesenheit gethan habe. — Die Knaben beantworteten alle Fragen mit kindlicher Offenherzigkeit und Unbefangenheit. Der Pascha mußte manchmal lächeln.

Am Ende sprach er: „Dies alles gefällt mir sehr wohl. Euer Vater ist ein recht guter Mann, und eure Mutter war eine ganz vortreffliche Frau. Auch den Antonius muß ich loben. Aber sagt mir nun, hat euer Vater nie über unsern Propheten Mahomed geschmäht?“ „Unser Vater hat uns den Namen niemals genannt, sagten die Knaben; wir

haben dieſen Namen erſt hier zu Lande nennen hören.“ „Aber, ſagte der Paſcha, ihr Chriſten haſſet doch die Türken?“ „O nein, nein, rieſen beide Knaben. Wir müſſen alle Menſchen lieben, über die Gott ſeine Sonne ſcheinen läßt. Und darunter ſind auch die Türken. Wir ſehen es ja mit Augen, daß Er auch euch die Sonne ſcheinen laſſe; wir müſſen alſo auch die Türken lieben.“ Der Paſcha lächelte. „Aber, ſprach er weiter, Alles an den Türken gefällt euch Chriſten doch nicht?“ „Freilich nicht Alles!“ ſagten die Knaben. „Nun, ſprach der Paſcha, zum Beiſpiele?“ „Ja, ſagten die Knaben, daß die Türken die Chriſten rauben und zu Sklaven machen, von denen es manche recht hart haben. Die Chriſten haben wohl auch ſchon im Kriege Türken zu Gefangenen gemacht; ſie behandelten ſie aber nie als ihre Sklaven; ſie raubten niemals Türken, um ſie zu ihren Sklaven zu machen.“

„Hat euer Vater dieſes an den Türken getadelt?“ fragte der Paſcha. „Nein, ſprach Timotheus; das haben wir von Ihm nicht gehört. Wir haben das geſehen. Bey uns, in unſerm Vaterlande, hat man keine türkiſchen

Sklaven, aber hier zu Lande giebt es viele chriſtliche Sklaven.“ „Nur das hat der Vater getadelt, ſprach Philemon, daß es in der Türkey mit der Gerechtigkeit nicht am beſten ſtehe, daß man da manchen ohne gerichtliche Unterſuchung verurtheile. Er ſagte auch einmal, in einem Geſpräche mit einem ſeiner Freunde, etwas von einer ſeidenen Schnur, die der Sultan zuweilen einem Paſcha ſchicke. Der Vater hielt ſich ſehr darüber auf; wir begriffen aber nicht recht, was er damit meinte. Dieſe Schnur muß, obwohl ſie von Seide iſt, eine ſehr ſchlimme Schnur ſeyn. Wenigſtens nahmen wir das aus den Reden unſers Vaters ſo ab.“

„Da hatte euer Vater vollkommen Recht!“ ſprach der Paſcha mit einem bittern Lächeln. Aber was hatte euer Vater ſonſt noch an den Türken auszuſtellen?“ „Ach, ſagte Timotheus, daß ſie die Leute mit Feuer und Schwert zu ihrem Glauben zwingen wollen.“ „Nun, genug, genug davon!“ ſagte der Paſcha. Es fiel ihm ein, daß er ſelbſt ſogar ſeine Gemahlin mit dem Schwerte zum Glauben an Mahomed nöthigen wollte. „Reden wir von etwas Anderm, ſprach er; ich

möchte gern etwas Näheres von eurer Religion inne werden.“. Er legte den Knaben mancherlei Fragen vor. Er war mit ihren Antworten ziemlich zufrieden; hie und da schüttelte er jedoch ungläubig den Kopf, sagte aber nichts dagegen. Was ihm indeß ausnehmend wohl gefiel, waren einige Sprüche aus der heiligen Schrift, welche die Knaben vorbrachten. Ihre selige Mutter und ihr frommer Vater hatten ihnen diese Sprüche so oft vorgesagt, und Antonius hatte sie von den Knaben so oft lesen und wiederholen lassen, bis sie dieselben auswendig wußten. Unter diesen waren besonders folgende Ausſprüche:

„Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott. Lasset uns Ihn lieben, denn Er hat uns zuerst geliebt.“

„So hat Gott die Welt geliebt, daß Er seinen Eingebornen für sie dahin gegeben, damit Alle, die an Ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben.“

„Denen, die an Ihn glauben, giebt Er die Macht, Kinder Gottes zu werden.“

„Die Liebe zu Gott offenbart sich dadurch, daß wir seine Gebote halten; und seine Gebote sind nicht schwer.“

„Das erſte und größte Gebot iſt: Du ſollſt Gott deinen Herrn lieben, aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, aus deinem ganzen Gemüthe und aus allen deinen Kräften.“

„Das zweite Gebot iſt dieſem gleich: Du ſollſt deinen Nächſten lieben wie dich ſelbſt. — Alles, was ihr wollet, das euch die Menſchen thun ſollen, das thut ihnen auch.“

„In dieſen zwey Geboten beſteht das ganze Geſetz und die Propheten.“

„Wenn du zum Leben eingehen willſt, ſo halte die Gebote.“

„Die Welt mit ihrer Herrlichkeit vergeht, wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit.“

„Wer meine Gebote hat und ſie hält, ſpricht Chriſtus, der ſtirbt nicht, ſondern wird leben, wenn er auch geſtorben iſt; er iſt durch den Tod zum Leben hindurch gedrungen.“

„Die Gerechten werden im Reiche ihres Vaters (im Himmel) glänzen, gleich der Sonne.“

„Kein Aug' hat es geſehen, kein Ohr gehört, es iſt in kein Menſchenherz gekommen, was Gott Denjenigen bereitet hat, die Ihn lieben.“

Dieſe göttlichen Ausſprüche, die Abdallah jetzt das erſte Mal und zwar aus dem Munde der kindlichen Unſchuld vernahm, leuchteten ihm ſehr ein, und drangen ihm in das Herz. Die Knaben mußten ſie ihm mehrmal wiederholen, und thaten es mit ſichtbarer Andacht.

„Nun gut, ſprach er, ihr ſeyd gute, fromme, wohlunterrichtete Kinder. Nun geht hin, und kündet eurem Vater ſeine Befreiung an. Sagt ihm, ich werde ihm kein Leid mehr thun, ſondern ihm vielmehr Alles Gute erweiſen, das nur immer in meinen Kräften ſteht.“

Fünfzehntes Kapitel.

Fröhliche Botſchaften.

Der Paſcha ſtand auf, und befahl dem Hauptmanne Omar, der im Vorzimmer am Schreibtiſche ſaß: „Führe dieſe zwey Knaben zu ihrem Vater, laß ihm die Ketten abnehmen, und begleite ihn hieher.“ Sie gingen mit Omar. Den Knaben zitterte das Herz,

als ſie die enge, ſteile Stiege in den tiefen Thurm hinabſtiegen. Die eiſerne Thüre wurde geöffnet. Sie erblickten in dem finſtern Kerker, in den nur durch die offene Thüre einige Helle eindrang, mit Mühe und voll des innigſten Mitleids den geliebten Vater. Er ſaß mit ſchweren Ketten beladen auf einem niedrigen Stein, an dem er angekettet war. Die Thränen kamen ihnen über ſeinen bejammernswerthen Zuſtand in die Augen; doch das Mitleid mußte ſogleich der Freude weichen. Beide Knaben eilten auf ihren Vater zu; beide umarmten ihn; beide riefen voll Entzückens: „O liebſter Vater! Du biſt frey! Der Paſcha thut dir kein Leid mehr; er will dir nur Gutes thun. Er wird dir dieß ſelbſt ſagen; wir ſollen dich zu ihm führen.“

„Welche wunderbare Veränderung! rief der Vater. O meine liebſten Kinder, welche große, unerwartete Freude hat uns Gott bereitet! Ja, Du großer, allmächtiger Gott, der Du die Herzen der Könige und Fürſten wie Waſſerbäche leiteſt, dieſe große Veränderung haſt Du bewirkt. O wie dank' ich Dir! O Gott, wie gut biſt Du!“

„Ja, ſagte Timotheus, der liebe Gott iſt doch recht gut! Weißt Du noch, lieber Vater, wie wir dort in der Höhle beiſammen waren, und zu Gott flehten, Er wolle uns erretten, und uns nicht dem Paſcha in die Hände fallen laſſen? Damals hat Gott uns nicht erhört; aber jetzt hat Er es doch noch gethan, und auf eine viel herrlichere Art, als wir denken konnten!“

„Ach ja, ſagte Philemon, damals, als wir Ihn in jener Höhle — ach ſo herzlich! — gebeten hatten, Er wolle wenigſtens nur unſern lieben Vater retten, und der Vater dennoch gebunden, und zwiſchen den zwey Pferden fortgeführt wurde, da wurde ich recht betrübt. Ich konnte gar nicht begreifen, warum Gott uns nicht erhöre. Mir ſchien es, Er bekümmere ſich gar nicht mehr um uns. Ich habe aber dem lieben Gott Unrecht gethan. Unſer Gebet zu Ihm war doch nicht vergebens! Er weiß Alles ſchöner und beſſer zu machen, als wir wünſchen und hoffen! Wir müſſen nur Geduld haben, und warten können!“

Dem Vater wurden jetzt die Ketten abgenommen; er ging heraus aus dem engen Gefängniſſe. Er trat, von dem Hauptmanne be-

gleitet und an jeder Hand einen der Knaben führend, in das Zimmer des Paſcha. Der Paſcha ging ihm einige Schritte entgegen, bot ihm die Hand, und ſprach: „Laß uns Freunde ſeyn, Luzius! Ich habe mich in dir geirrt. Ich habe dir Unrecht gethan. Der Vater ſo guter Kinder kann kein böſer Mann ſeyn. Komm, ſetze dich zu mir.“ Er führte ihn zum Sopha, und Luzius mußte ſich neben ihn ſetzen.

Jetzt traten beide Knaben mit aufgehobenen Händen vor Abdallah und ſagten beide, flehentlich bittend: „Ach liebſter Paſcha! laß auch unſern lieben Lehrer los. Weißt du! er iſt jener gute Gärtner, von dem wir dir ſo Vieles erzählen mußten, was dir Alles recht wohl gefiel. Ach, ſchenke doch auch ihm das Leben!“

„Es iſt recht ſchön von euch, ſprach der Paſcha, daß ihr ſeiner gedenkt und mich an ihn erinnert. Ihr ſeyd gute Kinder. Geht hin und ſagt ihm, er habe nunmehr, ſo wie euer Vater, an mir einen Freund. Er ſoll hieher kommen. Der Hauptmann hier, wird euch begleiten.“

Jeder der Knaben faßte eine Hand des Hauptmanns. Sie gingen mit eilenden Schrit-

ten und ihn vorwärts ziehend, neben ihm her.

Antonius wußte von Allem, was vorgegangen war, noch nichts. Als er, auf dem Gange zu seinem Gefängnisse, mehrere Tritte vernahm, und als er nun die schweren Schlösser und Riegel der Thüre öffnen hörte, so erwartete er nichts Anders, als man werde ihn zum Tode führen. Die Thüre ging auf, und beide Knaben sprangen voll Freude hinein und riefen: „Liebster Antonius, freue dich! Du wirst nicht hingerichtet. Du bist frey! Der Pascha ist nun nicht mehr über dich zornig. Du sollst zu ihm kommen. Unser Vater ist wirklich bey ihm. Der Pascha ist nun gegen euch Beide recht gut; er nannte euch Beide seine Freunde. O komm nun eilig mit uns!“

„Ists möglich! rief Antonius höchst erstaunt. Das kommt von Dir, o Gott! Da ist der Finger Gottes! Menschen hätten das nicht bewirken können. Du, o barmherziger Gott, Du hast mein Gebet erhört!“

Antonius hatte in seinem einsamen Gefängnisse inbrünstig gebetet, Gott wolle es nicht zugeben, daß den guten Kindern ihr Vater geraubt werde, daß die edle Frau hinge-

richtet werde, daß der Pascha seine Hände mit unschuldigem Blute, sogar mit dem Blute seiner frommen Gemahlin färbe! „Um mich ist es mir gar nicht, hatte er öfter gesagt; o Du lieber Gott, rette nur den edlen Vater der guten Knaben, rette die vortreffliche Frau! Dieser Mann und diese Frau können auf dieser Welt noch mehr Gutes stiften, als ich abgelebter Greis! Mich nimm zu Dir!“

Er war über die Nachricht der Knaben jedoch hoch erfreut, und ging mit ihnen. An jeder Hand einen führend, wie vorhin der Vater, trat er in das prächtige Zimmer. Der Pascha hatte den Antonius noch nie gesehen. Er war über die ehrwürdige Gestalt des frommen Priesters sehr verwundert und betrachtete ihn einige Augenblicke. „O wie schrecklich wäre es gewesen, sprach er, wenn ein solches Haupt durch meine Schuld unter dem Schwerte des Scharfrichters gefallen wäre!“

Abdallah ging jetzt schnell auf Antonius zu, bot ihm die Hand und sprach: „Luzius hat mir verziehen; verzeihe mir auch du! Sey mein Freund, wie er es nun auch ist.“

Luzius umarmte Antonius unter Freudenthränen. Antonius weinte auch vor Freuden.

Beide waren sehr gerührt; beide lobten und priesen Gott. Der Pascha war von diesem Anblicke sehr ergriffen. „Erlaubt mir, sagte er, daß ich euch auch umarme!“ „Und nun kommt, und setzt euch zu mir! Wir haben noch Vieles mit einander zu reden!“

„Ihr aber, meine lieben Kinder, sprach Abdallah zu den Knaben, geht nun zu Elminen, meiner Gemahlin. Erzählt ihr, was hier vorgegangen ist. Sagt ihr, ich lasse sie bitten, mich wissen zu lassen, ob und bis wann ich sie besuchen dürfe.“ Beide Knaben sprangen augenblicklich fort, und hüpften vor Freude. Sie sprangen in das Zimmer der Frau und riefen: „Der Pascha hat eben jetzt unsern Vater und unsern Lehrer umarmt. Wir haben gesehen, daß ihm die Thränen in den Augen standen. Alle drey sitzen jetzt sehr freundlich und vergnügt beisammen. Er, dein Gemahl, läßt dich fragen, ob er zu dir kommen dürfe?“

„Die Frau hatte schon mit Erstaunen vernommen, daß ihr Gemahl seinen Sinn geändert, und sich gegen Luzius und Antonius sehr gnädig bezeigt habe. Sie erwartete, ihr Gemahl werde auch ihrer nicht vergessen. Sie

war deßhalb über dieſe Botſchaft höchſt erfreut. Sie weinte vor Freuden und ſchloß beide Kinder, die ihr die Hände küſſen wollten, in ihre Arme. „O eilt, ſprach ſie, ſagt meinem Gemahl, ich freue mich unausſprechlich, ihn zu ſehen!“ Die Knaben eilten fort; ſie flogen mehr, als ſie gingen.

Abdallah ſtand unverzüglich auf und ging zu ſeiner Gemahlin. Er blieb unter der Thüre ſtehen, und ſprach: „O geliebteſte Elmine! Kannſt du mir verzeihen? Ach, ich habe dich ſchwer beleidigt. Ich habe dir viele Angſt und großen Jammer bereitet. Ich habe dich ſogar tödten wollen! O zürne nicht über mich!“ Elmine eilte mit offenen Armen auf ihn zu. „Ach, ſagte ſie, ich habe nie über dich gezürnt. Ich habe nur immer für dich gebetet.“ „Dein Gebet, ſprach Abdallah, war nicht vergebens. Ich habe vorhin Alles aufgeboten, deinen Sinn zu ändern; aber nun hat Gott meinen Sinn geändert. Ich habe nichts mehr dagegen, daß du eine Chriſtin biſt; ich hoffe, auch noch ein Chriſt zu werden.“

Beide ſetzten ſich auf das Sopha. Sie erzählte, wie ſie die zwey Knaben kennen gelernt, wie ſie auf die kindlichen, rührenden

Gespräche der Knaben hin den Antonius habe rufen lassen, wie die Türken den Vater der Knaben als Gefangenen hieher gebracht haben, und sie ihn seinen Kindern wieder gegeben habe. „Ich denke, sagte sie, dies Alles hat Gott so gefügt. Ich glaubte nicht anders handeln zu können. Du wirst mir nicht Unrecht geben.“ „Du hast ganz recht gehandelt, sprach er; ich hätte es wohl auch so gemacht, nur nicht so gut, wie du. Ich danke Gott mit dir.“ Er blickte gerührt zum Himmel. „Doch nun komm mit mir, sprach er; unsere Freunde warten auf uns. Wir wollen mit einander einen seligen Abend zubringen.“

Abdallah trat mit seiner Gemahlin, Arm in Arm, in das Zimmer. Sein Angesicht leuchtete von Freude. Auch sie lächelte mit Augen voll Freudenthränen. Luzius und Antonius bezeigten ihre freudige Theilnahme. Alle, auch die Knaben, waren voll Seligkeit. „Wir wollen diesen Abend zusammen speisen, sagte der Pascha. Das Mittagsessen ist mir heute ohnedies ganz aus dem Sinne gekommen, und euch wird es wohl auch so gegangen seyn.“

Ueber eine Weile wurde aufgetragen. Vergnügter und seliger war nicht leicht eine Tisch-

geſellſchaft. Als es anfing ſpät zu werden, hieß Elmine die Knaben, in deren Augen ſich der Schlaf meldete, zu Bette gehen. Der Paſcha aber, ſeine Gemahlin, Luzius und Antonius vertieften ſich ſo in fromme Geſpräche, daß ſie bis lange nach Mitternacht beiſammen blieben.

Sechzehntes Kapitel.

Ein großer Entſchluß.

Am folgenden Morgen hatte Abdallah Amtsgeſchäfte vorzunehmen, deren eine Menge auf ihn wartete, und ihm bis zum ſpäten Abende kaum einen freien Augenblick übrig ließ. Viele Beamten kamen, ihm über ihre Verwaltung während ſeiner langen Abweſenheit Rechenſchaft abzulegen. So ging es alle Tage, und währte mehrere Wochen. Elmine blieb meiſtens in ihren Zimmern. Antonius und Luzius waren wieder, wie zuvor, in dem Garten beſchäftigt. Die Sehnſucht nach ihrem geliebten Vaterlande regte ſich mächtig in ih-

rem Herzen. Luzius ließ durch seine Söhne Elmine an ihr Versprechen erinnern, ihn zu entlassen, und Elmine redete darüber mit ihrem Gemahl.

Abdallah kam in den Garten und sprach zu Luzius und Antonius: „Ich kann mir denken, daß ihr euch aus diesem unchristlichen Lande in euer Vaterland zurücksehnt. Allein der Winter ist vor der Thüre. In dieser rauhen Jahreszeit ist es nicht gut reisen. Aus aufrichtigem Wohlwollen gegen euch kann ich euch noch nicht entlassen; jedoch muß ich gestehen, daß einiger Eigennutz dabey ist. So viel mir daran liegt, euch keinen unnöthigen Beschwerden und Gefahren auszusetzen, so ist es mir doch auch um mich zu thun. Ich möchte eures belehrenden und erbaulichen Umganges gerne noch länger genießen. Den ehrwürdigen Antonius könnte ich schon gar nicht entbehren. Denn mir liegt nun an meinem Seelenheile mehr, als an aller Herrlichkeit der Welt. Ich bitte euch also, bleibt noch bey uns!“

Sie willigten in seine Bitte, und er brachte von nun an alle seine freien Stunden in ihrer Gesellschaft zu. Besonders hatte er mit Antonius lange Unterredungen über christliche

Wahrheiten. Oft ſpät in der Nacht, wenn er in der kleinen Zelle, die Antonius in der Gärtnerwohnung bezogen hatte, noch Licht ſah, ſchlich er aus Furcht der Türken zu ihm, wie einſt Nikodemus aus Furcht der Juden zu Chriſtus.

Den Türken wollte es auch wirklich gar nicht gefallen, daß ihr Paſcha mit dem Chriſten Luzius, und ſogar mit einem chriſtlichen Prieſter, dem Antonius, ſo vertraulich umgehe. Sie fanden aber, daß der Paſcha von dieſer Zeit an nicht mehr ſo jähzornig, ſondern viel ſanfter und milder ſey; daß er Niemanden mehr, der eine Beſchwerde vorzubringen hatte, ungehört abweiſe; daß er manches in der Uebereilung begangene Unrecht wieder vergüte; und ſo waren ſie denn zufrieden. „Wir haben es nun beſſer unter ihm, ſagten ſie, und ſo iſt es gut.“

Antonius wußte die Wahrheit, die Schönheit und Liebenswürdigkeit der chriſtlichen Religion ſo klar und lebhaft darzuſtellen, daß Abdallah immer mehr dafür eingenommen wurde. Der fromme, erleuchtete Prieſter fing von dem Sündenfalle der erſten Menſchen und der göttlichen Verheißung eines Erlöſers an, durch-

ging die älteſten Weiſſagungen der Propheten, die alle an Jeſus erfüllt worden; erzählte dann ganz einfach die Geſchichte Jeſu — von ſeiner wundervollen Geburt, von den Engeln, den Hirten, den Weiſen aus Morgenland, die ſich bey ſeiner Krippe eingefunden — von der Taufe Jeſu, dem offenen Himmel, und der Stimme, die vom Himmel kam — von der himmliſchen Lehre Jeſu — von ſeinen Weiſſagungen, die eben ſo, wie die der Propheten von Ihm, in Erfüllung gegangen — von ſeinen wohlthätigen Wunderthaten — von ſeinem Leiden — der blutigen Dornenkrone und dem Kreuze, von ſeiner unendlichen Liebe, mit der Er für die Menſchen in den Tod ging, mit der Er noch für ſeine Mörder betete — von ſeiner herrlichen Auferſtehung — den Engeln und Frauen am Grabe — von ſeiner Himmelfahrt — von der Geiſtesſendung, und wie die Apoſtel, von dieſem Geiſte erleuchtet und entflammt, hingingen in alle Welt, und mächtig in Worten und Thaten die frohe Botſchaft von Jeſus Chriſtus, dem Erlöſer der ſündigen Welt, überall auf Erden verkündeten. Abdallah hörte mit groſſer Aufmerkſamkeit zu, und ward mehrmals innig gerührt.

Was aber die Worte des frommen Mannes noch eindringender machte, war die Glaubensfreudigkeit, die fromme Begeiſterung, mit der er redete — und vor Allem ſein Leben, das mit ſeinen Lehren ſo ſchön übereinſtimmte. Abdallah dachte ſehr ernſtlich nach über Alles, was er ſeit einer Zeit her gehört und geſehen hatte. Er ſaß manche Stunde allein in ſeinem Zimmer, oder ging an ſchönen Herbſttagen in den Gängen des Gartens auf und ab, und ſann nach, und überlegte Alles in ſeinem Herzen.

Einmal kam ſeine Gemahlin in den Garten, fand ihn auf einer einſamen Bank ſitzend, und ſprach zu ihm: „Warum biſt du immer ſo nachdenkend und immer ſo allein? Worüber ſinneſt du?“ „Ach, ſprach er, das kannſt du dir ja leicht denken! Die Religion, zu der du dich nunmehr bekenneſt, iſt mein einziger Gedanke. Ich dachte eben an unſere zwey Freunde. Sie ſind doch recht edle Menſchen. Dieſer Antonius iſt ſo von Herzen demüthig, ſo ſanftmüthig, ſo voll Liebe gegen Gott und Menſchen, ſo einfach, ſo redlich und aufrichtig, daß ich ihn nicht genug bewundern kann. Auch Luzius iſt ein ſehr vortrefflicher Mann.

So erfahren er in Weltgeſchäften iſt, ſo iſt er doch über die Güter, Ehren und Lüſte dieſer Welt weit erhaben. Beide hängen an nichts Irdiſchem mehr. Sie ſind ganz durchdrungen von Liebe zu Gott und den Menſchen; ihr ganzer Sinn iſt nur darauf gerichtet, Gott zu ehren und den Menſchen Gutes zu thun. O welch ein Unterſchied iſt zwiſchen dieſen zwey Männern und den hochmüthigen, geldgierigen, blutdürſtigen, wollüſtigen Türken, wie ſie faſt alle ſind. — Und dann die zwey holden Knaben, Timotheus und Philemon! Wie lieben ſie ihren Vater! Wie hangen ſie mit ganzer Seele an ihrem Lehrer und ſeinem Munde! Wie gehorchen ſie jedem Winke! Wie freundlich und fröhlich ſind ſie immer! Was mich aber am meiſten in Erſtaunen ſetzte, und was mir unvergeßlich bleibt, iſt der Muth, mit dem ſie bereit waren zu ſterben, voll des lebhafteſten Wunſches, der feſteſten Hoffnung in den Himmel zu kommen!“

„Und auch du, liebſte Elmine, du warſt zwar immer eine gutgeartete, ſanfte, liebenswürdige Frau. Aber ſeit du eine Chriſtin biſt — o denke nicht, daß ich dir ſchmeicheln wolle! — kommſt du mir vor wie ein himmliſches We-

ſen. Wenn ich, unbemerkt von dir, dich in deiner Andacht, deinem frommen Gebete erblickte, ſchienſt du mir wie verklärt! Und mit welcher himmliſchen Sanftmuth haſt du mir mein rohes, rachgieriges Betragen, die Tigerwuth, mit der ich dich ermorden wollte, verziehen! Nein — nicht verziehen! Du hatteſt nicht einmal über mich gezürnt! Du wareſt mir nicht einmal gram geworden!“ Er hatte Thränen in den Augen und umarmte ſie. „Eine Religion, ſprach er, die ſo gute Menſchen bildet, muß eine gute Religion ſeyn. Ich bin *nun entſchloſſen, auch ein Chriſt zu werden.* Dieſer mein Entſchluß ſteht unerſchütterlich feſt.“

Siebenzehntes Kapitel.

Ein chriſtlicher Gottesdienſt.

Abdallah eröffnete dieſen ſeinen Entſchluß, ein Chriſt zu werden, ſeinen zwey Freunden. Beide Freunde waren darüber hoch erfreut und dankten Gott. — „Nur, ſprach Abdallah, muß die Sache für jetzt noch ein Geheimniß

bleiben. Dazu habe ich meine wichtigen Gründe. Indeß möchte ich doch hier in meinem Palaſte eine chriſtliche Hauskapelle haben. Und dieſe ließe ſich, wie ich denke, wohl zu Stande bringen, ohne daß die Türken etwas davon merken. Ich habe einmal, da ich zu Konſtantinopel war, in dem Hauſe eines der chriſtlichen Geſandten, eine ſolche Kapelle geſehen, die mir mit dem reich gezierten Altare und den ſchönen Gemälden ſchon damals — freilich nur in Hinſicht der Kunſt — ſehr wohl gefiel. Ich denke, das Zimmer, in dem ich bisher meine Schätze und Koſtbarkeiten aufbewahrte, und wohin ich keinem Menſchen den Zutritt geſtattete, iſt am beſten dazu geeignet. Ihr aber, meine Freunde, müßt mir dazu behülflich ſeyn, dieſen Gedanken auszuführen.“

Luzius, der gewandte, viel erfahrene Kaufmann, erbot ſich, die goldenen und ſilbernen Gefäße zum Altardienſte herbei zu ſchaffen. Antonius übernahm es, ein Meßbuch, ein Ritual und die übrigen nöthigen Bücher, nebſt der prieſterlichen Kleidung zu beſorgen. „Und ich, ſprach der Paſcha, und ſtrich ſich vergnügt den Bart, werde euch ſogleich mehr Geld dazu geben, als nur immer dazu erforderlich ſeyn kann.

Laßt nur Alles recht koſtbar und auf das ſchönſte machen. Verabredet mit einander das Weitere. Sorgt dafür, daß Alles, wohl in Kiſten gepackt, und unter meiner Addreſſe, ſicher an die Gränze gebracht werde. Ich werde Anſtalten treffen, daß die Kiſten, ohne Plackereien und Unterſuchungen von Mauthnern und Gränzwächtern, ſchleunig hieher kommen. Meiner Gemahlin müßt ihr aber zur Zeit noch nichts davon ſagen. Ich möchte ſie gerne überraſchen.“

Zur großen Freude Abdallah's kamen, eher als er dachte, die Kiſten an. Er wäre gern dabey zugegen geweſen, als Antonius und Lazius das Zimmer zur Kapelle, oder vielmehr nur zu einem Betſaale einrichteten. Allein wichtige Amtsgeſchäfte riefen ihn eben jetzt ab, in eine entfernte Stadt. Das war ſeinen zwey Freunden ſehr lieb. Sie wollten auch ihn überraſchen.

Ein zierlicher Tiſch von Cedernholz diente zum Altar. Ueber dem Altare wurde an der Wand ein ſchönes Gemälde in goldener Rahme angebracht. Auf dem Altare wurde ein ſilbernes Kruzifix nebſt ſechs ſilbernen Leuchtern aufgeſtellt. Der koſtbare, mit Edelſteinen beſetzte, goldene Kelch und Kelch-Teller, die

kleinen silbernen und vergoldeten Kännchen für Wein und Wasser, nebst dem Teller, worauf sie standen, alles von schöner getriebener Arbeit, die Meßglöcklein von Silber, auch die priesterlichen Kleider, wurden seitwärts in einem anstoßenden, geräumigen, hohen Gewölbe verwahrt, das zur Sakristey dienen mußte.

Als Abdallah von seiner Geschäftsreise zurückkam, und sich unverzüglich in seine Kapelle begab, ward er wirklich sehr überrascht. Er rief, bevor er sich Zeit nahm, Alles näher zu besehen, Elminen herbei, und führte sie herein. Beide lobten Alles, was sie erblickten. Vorzüglich aber gefiel ihnen das Altarblatt. Es stellte die heiligen drey Könige vor. Elmine war entzückt über die heilige Jungfrau mit dem göttlichen Kinde. Abdallah bewunderte überdieß die ehrwürdige Gestalt der Könige. Ihre morgenländische Tracht, die Bedeckung des Hauptes, die einem türkischen Bunde glich, und noch besonders der Mohr, hatten seinen ganzen Beifall. Auch den Stern, der hoch oben glänzte, bemerkte er wohlgefällig. „Auch mir, sprach er, hat Gott einen Stern aufgehen lassen. Auch ich will mit diesen Königen meinen göttlichen Erlöser anbeten!“

Der zur Taufe Abdallah's beſtimmte Tag brach an. Antonius hatte ihn über die heilige Handlung der Taufe und das heilige Geheimniß des Altars ſeit mehreren Tagen her eifrig unterrichtet. Abdallah trat, von ſeiner Gemahlin und von ſeinem Freunde Luzius begleitet, in die Kapelle. Die Kerzen auf dem Altare brannten, das Meßbuch war aufgeſchlagen. Abdallah und Elmine wunderten ſich aber, daß Antonius noch nicht zugegen ſey. Auch Luzius war befremdet, ſeine Söhne, die ſich ſchon früher hieher begeben hatten, nicht zu ſehen. Allein jetzt traten beide Knaben in Kirchenkleidung aus der Seitenthüre, um am Altare zu dienen, oder wie man zu ſagen pflegt, zu miniſtriren. Antonius hatte ihnen dazu den erforderlichen Unterricht gegeben. Er folgte ihnen in prieſterlicher Kleidung und trat an den Altar.

Abdallah legte vor dem Altare mit kräftiger Stimme das Glaubensbekenntniß ab. Antonius taufte ihn. Abdallah bekam in der Taufe, auf ſein Verlangen, den Namen Paulus. „Bisher, ſprach er, war ich ein Saulus. Gott gebe, daß ein Paulus aus mir werde.“ Luzius war Taufzeuge. Elmine zerfloß in

Thränen der seligsten Rührung. Sie dachte daran, wie auch sie getauft worden, und wie sie seit dieser Zeit so selig und gleichsam in den Himmel versetzt war.

Nun entrichtete Antonius das heiligste Opfer, wobey der Neugetaufte und dessen Gemahlin, voll frommer Sehnsucht, der heiligen Geheimnisse des Altars theilhaft werden wollten. Bei dem dreimaligen: „Heilig, heilig, heilig!“ und bey der Erhebung der geweihten Hostie und des gesegneten Kelches klingelten die Knaben. Abdallah und Elmine schlugen, mehr aus Andacht, als weil sie es gelehrt worden, sich tief neigend an die Brust. Nachdem der Priester die heiligen Geheimnisse des Leibes und Blutes des Herrn genossen hatte, reichte er zuerst dem Abdallah, und dann Elminen das Brod des Lebens. Beide beteten in Anbetung versunken. Antonius begab sich mit seinen zwey Altardienern in die Sakristey. Es verging wohl eine halbe Stunde, bis er mit ihnen, in gewöhnlicher Kleidung, wieder heraustrat. Auch er hatte inbrünstig für Abdallah und Elmine zu Gott gefleht. „Mein Sohn, meine Tochter, sprach er, indem er zu ihnen trat, Gott wolle euch Beiden diese hei-

ligen Handlungen zum ewigen Leben gereichen laſſen.“ Abdallah umarmte ihn; Elmine küßte ihm die Hand. Ein jedes ging ſtille auf ſein Zimmer, um dort noch zu beten, und in Gott verſammelt zu bleiben.

Achtzehntes Kapitel.

Der Abſchied.

Luzius verlangte nun immer ſehnlicher, mit ſeinen Söhnen in ſein Vaterland zurückzukehren. „Ich kann dir dies nicht verdenken, ſprach Abdallah. Auch ich habe nicht im Sinne, für immer hier in dieſem Lande zu bleiben. Allein ſogleich kann ich noch nicht abreiſen. Ich habe noch vieles Unrecht, das ich anrichtete, zu vergüten. Ich will nicht, gleich einem flüchtigen Diebe, mich aus dem Staube machen. Ich will dem Sultane von meiner Verwaltung Rechenſchaft ablegen, und von ihm, auf meine Bitte, der Ordnung gemäß meine Entlaſſung erhalten. Wenn er von mir vernehmen wird, ich ſey

kein Türke mehr, so soll er doch sagen müssen, ich sey nicht nur ein ehrlicher Mann geblieben, sondern es noch mehr geworden. Er soll keine Ursache finden, den Glauben, den ich nun angenommen habe, zu schmähen. Auch das große Vermögen, das meine Gemahlin mir zugebracht hat, will ich in Sicherheit bringen. Ich will an ihr und den Armen kein Unrecht begehen. Sie wird ihren Reichthum zum Besten der Armen besser zu verwenden wissen, als wenn er, wer weiß, in welche raubgierige Hände käme. Ich will in Allem als ein Mann und als ein Christ handeln."

Elmine war darauf bedacht, Luzius und seine zwey Söhne ganz neu und aufs beste kleiden zu lassen. Unter den christlichen Sklaven in der Stadt befand sich ein junger Mann aus Ungarn, der ein sehr geschickter Kleidermacher war, und mit seinen trefflichen Arbeiten seinem Herrn vielen Gewinn brachte. Elmine ließ ihn kommen, und fragte ihn, ob er sich getraue, für Luzius und dessen Söhne ungarische Kleider zu verfertigen, und ob er diese Arbeit übernehmen wolle? „O, mit tausend Freuden! rief er; ich verstehe mich noch viel besser darauf, ungarische, als türkische Kleider

zu machen. Und ſie müſſen gewiß ſo gut ausfallen, als ehemals mein Meiſterſtück. Alle Meiſter und Geſellen von ganz Ungarn müßten, wenn ſie zuſammengerufen würden, ſie auch für ein Meiſterſtück erklären.“ Er bat ſich die Erlaubniß aus, das Maß zu nehmen. Elmine ließ Timotheus und Philemon rufen. „Das iſt luſtig, ſprach er, indem er ſie erblickte, und erſpart mir viele Mühe. Ich brauche nur an Einem der jungen Herren das Maß zu nehmen, um für Beide die Kleider zu verfertigen.“ Hierauf ließ Elmine ihn von beiden Brüdern zu Luzius führen. Nach einiger Zeit brachte er die Kleider. Sie waren wie angegoſſen. Elmine lobte die Arbeit, bezahlte ihm das Macherlohn, reichte ihm überdieß noch ein Geſchenk, und ſagte: „Der Paſcha wird, wie ich nicht zweifle, auf meine Bitte, dich von deinem Herrn kaufen, und dann dir die Freiheit ſchenken.“ Der flinke, junge Mann verneigte ſich tief, küßte ihr die Hand, und hüpfte höchſt vergnügt und erfreut zur Thüre hinaus.

Es ſtand aber noch über ein Jahr an, bis Luzius mit ſeinen Söhnen abreiſen konnte. Abdallah wollte ſie bis zur Gränzſtadt, wo er Geſchäfte vorzunehmen hatte, begleiten, ward

aber durch andere Geschäfte immer daran gehindert; Elmine suchte aus mütterlicher Zärtlichkeit die Abreise so lange, als es nur immer schicklich war, zu verzögern; Luzius wurde bedenklich krank, und brauchte längere Zeit, bis er sich wieder erholt hatte.

Endlich brach der Morgen an, der zur Abreise bestimmt war. Abdallah, Luzius und seine Söhne hatten das Frühstück eingenommen. Alle standen zur Abreise bereit. Da fingen beide Knaben auf einmal an laut zu weinen. „Was ist euch, meine lieben Kinder?“ sprach Elmine. „Ach, ach, riefen Beide, ach, daß wir dich verlassen müssen!“ Sie küßten ihr die Hände und benetzten sie mit Thränen. „Ach, ist es dieses? sprach Elmine. Nun, nun, meine lieben Kinder! Seyd getrost; wir sehen uns ja bald wieder.“

Beide näherten sich nun schluchzend und mit heißen Thränen ihrem theueren Lehrer, um Abschied zu nehmen. Abdallah sprach: „Ihr weinet ja, als müßtet ihr aus der Welt scheiden; ihr geht ja nur in ein anderes Land, in euer geliebtes Vaterland — und wir kommen nach. Bald, bald kommen wir dort alle wieder zusammen.“

BIBL. UNIVERS.

„So iſt es! ſprach Antonius. Und ſo iſt es auch, wenn Eines unſerer Geliebten, ſey es Vater oder Mutter, Bruder oder Schweſter, die Reiſe in die Ewigkeit antreten muß. Es iſt nur um eine kleine Weile zu thun. Dort, dort im Himmel, unſerm rechten Vaterlande, hoffen wir alle wieder zuſammen zu kommen. Darum ſeyd getroſt, meine lieben Kinder! Bey jedem Abſchied iſt es der beſte Troſt der Chriſten: Wir ſehen uns wieder — in dieſer oder in jener Welt.“

Die Knaben trockneten ihre Thränen, und wurden ruhiger. Der Reiſewagen fuhr vor; eine Schaar tapferer Janitſcharen ſaß ſchon lange zu Pferd, ihn zu begleiten. Abdallah ſtieg mit Luzius in den Wagen; Timotheus und Philemon ſtiegen auch ein und ſetzten ſich rückwärts. Alle boten Elminen und Antonius noch aus dem Wagen die Hand. Die Knaben winkten ihnen mit ihren naſſen Tüchern noch lange.

Doch bald erheiterten die Knaben ſich wieder. Die Berge und Thäler, die Wälder und Felder, die Flecken und Dörfer, die an dem Wagen gleichſam vorbeiflogen, machten ihnen viele Freude. Sie konnten ſich nicht genug darüber wundern. Einige Gegenden mit Wald

und Felſen waren gar unvergleichlich ſchön. Alle im Wagen dankten Gott, daß er ſeine Welt ſo ſchön geſchaffen habe.

Neunzehntes Kapitel.

Der Juwelenhändler.

Der Wagen kam glücklich in der Gränzſtadt an. Zwey Janitſcharen zu Pferd hatten es ſchon einen Tag vorher in der Stadt angeſagt, der Paſcha werde kommen. Es waren daher am Stadtthore und auf der Straße eine Menge Leute verſammelt, ihn zu ſehen.

Der Paſcha ſtieg bey dem großen Hauſe ab, das für Reiſende aller Art ſehr gut eingerichtet war, und verlangte, man ſolle ihn in das beſte und größte Zimmer führen. Es ſah zwar nicht prächtig, aber doch ordentlich aus, und von den Fenſtern hatte man eine weite, herrliche Ausſicht hinüber nach Ungarn. Luzius trat an ein Fenſter, erblickte ſeine vaterländiſchen Berge, und ſeine Augen füllten ſich mit Thränen. Er blickte zum Himmel und

dankte Gott, der ihm nach ſo manchen Leiden eine ſo fröhliche Heimkehr ins Vaterland bereitete.

Indeß trat ein Mann in ganz hübſcher türkiſcher Kleidung, mit einem zierlichen Käſtchen unter dem Arme, herein, neigte ſich tief vor dem Paſcha, und ſagte: „Befehlen Eure Herrlichkeit Nichts von meinen Waaren? Ich handle mit lauter Koſtbarkeiten, mit dem prächtigſten Schmucke für Herren und Damen. Das feinſte Gold, die herrlichſten Edelſteine! Alles gut und ächt, und ſehr wohlfeil. Ich mache immer die billigſten Preiſe!“

Ehe der Paſcha antwortete, hatte der Mann die Waaren ſchon auf dem Tiſche ausgelegt. „Von dieſen Ringen und Armbändern, mit Diamanten, Rubinen und andern Juwelen beſetzt, ſprach er, von dieſen goldenen Halskettelchen ſollten Euere Herrlichkeit doch der Frau Gemahlin Etwas mit nach Hauſe bringen!“

Luzius trat nun auch an den Tiſch, beſah die Waaren, auf die er ſich als Kaufmann ſehr gut verſtand, und ſagte: „Das Gold iſt ſchlecht, es hat kaum ſechs Karat; die Steine aber ſind alle falſch!“ „Ei, Gott behüt! rief der Mann. Wer dies ſagt, der verſteht ſich ſchlecht auf Gold und Edelſteine. Seine Ho-

heit da, sagte er, sich gegen den Pascha verneigend, ist, wie ich sogleich bemerkt habe, ein wahrer Kenner.“

Luzius blickte dem Manne ins Gesicht, legte ihm die Hand auf die Schulter, und sprach: „Schurke! dich kenne ich schon lange. Du wolltest mich auch einmal betrügen! Ja, du hast einen Bürger meiner Vaterstadt um eine große Summe Geldes wirklich betrogen. Der brave Mann wäre ein Bettler geworden, wenn der Betrug am Ende nicht noch glücklich wäre entdeckt worden.“

„Das ist nicht so, rief der Betrüger, der Herr irrt sich! Ich habe den Herrn noch mit keinem Auge gesehen! Ich weiß gar nicht, wer er ist!“ Indeß bemerkte er das ernste Gesicht und die zornigen Blicke, die der Pascha auf ihn richtete, und sagte: „Je nun, sey der seltsame, wunderliche Herr Christ da, wer er will. Er hat mir, wie ich sehe, nun schon ein böses Spiel gemacht. Ich werde hier nichts gewinnen.“ Er raffte seine Waaren schnell zusammen und wollte sich entfernen.

Jetzt traten Timotheus und Philemon herein. Der Vater hatte ihnen, auf ihre Bitte erlaubt, die Stadt ein wenig zu besehen. Ti-

motheus rief ſogleich: „Dieß iſt der Mann, der uns geraubt hat.“ „Ja, ſprach Philemon, ihn näher betrachtend, er iſt es!“ Beide Knaben ſagten: „Die Stadt kam uns, als wir hereinfuhren, ſogleich ſo bekannt vor. Wir erinnerten uns gar wohl, daß wir ſchon einmal hier geweſen.“ „Und, ſagte Timotheus, indem er im Zimmer umher blickte, eben in dieſer Stube hat der Mann da uns verkauft. Auf dieſem Tiſche hier wurde ihm das Geld ausbezahlt.“ Philemon ſagte: „Der Wirth ſtand dabey. Er hatte damals großes Mitleid mit uns; er konnte uns aber nicht retten. Allein jetzt ſcheint er freilich uns nicht mehr zu kennen.“

Der Handelsmann ſtand, mit ſeinem Käſtchen unter dem Arm, ſehr erſchrocken da. Indeß läugnete er Alles. Er ſchwur darauf und rief: „Weiß Gott! Ich kenne die feinen jungen Herren nicht. Wie könnte ein Menſch auch ſo verwegen ſeyn, auf einmal zwey ſo ſchöne Herrchen, die bey dem großen Paſcha in ſo hohen Gnaden ſtehen, zu entführen und zu verſchachern. Ein ſolcher verruchter Böſewicht wäre ja nicht werth, daß ihn die Erde trage!“

Der Paſcha ließ den Wirth hereinkommen,

und fragte ihn, ob er die Knaben kenne. Beide traten vor den Wirth. Er betrachtete sie aufmerksam, und sagte dann: „Ja, jetzt erinnere ich mich ihrer. Anfangs erkannte ich sie nicht wieder, denn Beide sind indeß sehr gewachsen. Allein die große Aehnlichkeit, die sie mit einander haben, über die ich mich damals schon sehr verwunderte, und die, auch jetzt noch, nicht größer seyn könnte, ist mir ein sicheres Kennzeichen, daß sie wirklich die zwey Knaben sind, die der Mann da, in dem Saale hier, verkauft hat. Von dem Manne weiß ich aber sonst nichts zu sagen. Ich habe ihn seit der Zeit nicht mehr gesehen, noch etwas von ihm gehört."

Jetzt rief der Pascha den Kadi, den Richter der Stadt, der im Vorzimmer stand, herein, erzählte ihm, wessen der Mann beschuldigt werde, und erkundigte sich, was der Kadi von diesem Manne wisse.

Der Kadi sprach: „Der Mann war mir bisher gänzlich unbekannt. Denn ich bin noch nicht länger, als seit einem Jahre hier, und sehe ihn, da er erst vor einigen Tagen wieder in diese Gegend kam, jetzt das erste Mal. Der Beschreibung nach, die meine Leute mir

von einem gewiſſen verdächtigen Edelſteinkrämer machten, iſt es dieſer. Er giebt ſich, dem Vernehmen nach, bald für einen Türken, bald für einen Chriſten aus. Andern Nachrichten zufolge, die ich aber nicht verbürgen kann, iſt er ein polniſcher Jude. Wer er indeß auch ſeyn mag, ſo wäre er meiner Wachſamkeit nicht entgangen. Ich gab meinen Gerichtsdienern und Ausſpähern die gemeſſenſten Befehle, wohl aufzupaſſen, um ihn auf einem betrügeriſchen Streiche zu ertappen. Nun ward der Betrüger, freilich ohne mein und meiner Leute Zuthun, blos durch den Scharfblick Eurer Herrlichkeit entdeckt und entlarvt.“

Hierauf erſuchte der Paſcha den Luzius, jenen frühern Betrug des Mannes zu erzählen. Luzius erzählte: „Der Betrüger überreichte in meiner Vaterſtadt einem ſehr wackern, gutmüthigen Handelsmanne, der aber nicht für ſehr klug gehalten wurde, einen Wechſel und ſtrich das Geld dafür ein. Der Betrogene ward erſt, als er das Papier in Geld umſetzen wollte, zu ſeinem Schrecken inne, der Wechſel ſey falſch. Er verklagte den Mann. Der Betrüger läugnete aber, der Wechſel, den ihm das Gericht vorzeigte, ſey der ſeinige; er be-

hauptete, er habe dem Handelsmanne einen ganz andern, ächten Wechsel gegeben. Der Betrogene kam in seinem großen Jammer zu mir. Ich nahm mich des guten, bedauernswerthen Mannes an. Ich empfahl ihn meinem Advokaten, und versprach, alle Gebühren zu bezahlen. Der Betrüger kam in Arrest. Er wußte sich aber einen sehr listigen Sachwalter zu verschaffen. Es entstand ein Prozeß. Nach ziemlich langer Zeit erfolgte endlich der Urtheilsspruch: Der Betrüger habe das eingenommene Geld zurückzuerstatten, und sämmtliche Prozeßkosten zu bezahlen. Den ausgestandenen Arrest von mehreren Monaten wolle das Gericht ihm als Strafe gelten lassen. Uebrigens sey er, da noch manche andere schlechte Streiche von ihm entdeckt worden seyen, unter polizeyliche Aufsicht zu stellen — bis zur Besserung. Sein Advokat fragte ihn: „Was ist nun zu machen? Wollen wir uns in den Spruch ergeben, oder an eine höhere Gerichtsstelle appelliren? Die Antwort, die der Bösewicht gab, ist einzig. Sein Advokat selbst hat sie einmal mit lachendem Munde in einer zahlreichen Gesellschaft erzählt. „Je nun, hatte der Verurtheilte zu dem Advokaten gesagt, auf

das Zahlen will ich, so ungern ich es thue, mich einlassen; allein wenn wir nur die Besserung wegbringen könnten!“

Alle lachten; der Pascha sagte aber sehr ernsthaft: „Dem bösen Menschen ist es allerdings gelungen, sich der polizeylichen Aufsicht zu entziehen; auch hat er in der That sich die Besserung vom Leibe zu halten gewußt. Obwohl aber weder ich, noch irgend eine weltliche Macht ihn zwingen kann, sich zu bessern, so kann ich ihn doch verhindern, ferner Böses zu thun. — Die Sache ist mir ganz klar; sie bedarf keiner weitern Untersuchung. Er blieb ein verhärteter Bösewicht, und entführte, kaum aus dem Gefängnisse befreit, die zwey Kinder, theils um sich zu rächen, theils um an ihnen das ausgelegte Geld für die Prozeßkosten wieder zu gewinnen. Wie er ehemals die Leute mit falschen Wechseln betrogen hat, so betrügt er sie jetzt mit falschen Edelsteinen. Man feßle den ruchlosen Kinderräuber, und führe ihn als Sklave in die Bleibergwerke ab. Dort soll er bey harter Arbeit und magerer Kost für seine Freveltaten büßen.“

Luzius sprach: „Das ist die strafende Gerechtigkeit Gottes! Der böse Mann hat meine

lieben Kinder hier in dieſem Saale zu Sklaven verkauft; jetzt ward er ſelbſt in eben dem Saale zur Sklaverei verurtheilt. Ein Böſewicht mag ſein Weſen, ohne ſonderlich dafür beſtraft zu werden, lange treiben. Am Ende läuft er doch noch, durch wiederholte Uebelthaten immer kecker geworden, blindlings in ſein Verderben. Gott weiß ihn zu finden. Möchten doch alle Menſchen ſich dieß zur Warnung ſeyn laſſen, und vor Gottes allſehendem Auge immer gut und gerecht handeln.“

Am folgenden Morgen ſehr frühe hatte Luzius ſich mit ſeinen Söhnen reiſefertig gemacht. Der Paſcha hatte ihn überreichlich mit Geld verſehen, den erlittenen Kriegsſchaden und das Verſäumniß ſeiner Geſchäfte wieder zu vergüten und dem wahrſcheinlichen Verfalle ſeiner Güter wieder zu ſteuren. Er umarmte Luzius; beide Knaben küßten ihm dankbar die Hände, und baten ihn weinend, Elminen und ihren theuren Lehrer zu grüßen und auch ihnen noch einmal zu danken. Abdallah drückte beide Knaben an ſein Herz, und ſprach: „Ihr ſeyd meine guten Engel geweſen. Ihr habt, oder vielmehr hat Gott durch euch einen Tiger in ein Lamm umgeſchaffen. Weinet nicht, und

lebet wohl!“ Die Knaben konnten vor Schluchzen nicht mehr reden; auch den Vater machte die Rührung ſtumm. Abdallah begleitete ſie noch an den Reiſewagen. „Gott, der Allmächtige, ſegne und bewahre euch und euren guten Vater!“ rief er noch, indem der Wagen abfuhr. Will's Gott, ehe ein Jahr vergeht, ſehen wir uns wieder!“

Zwanzigſtes Kapitel.

Ein Mönch.

Luzius kam mit ſeinen Söhnen in ſeiner Vaterſtadt an. Die Nachricht, der edle Mann und auch ſeine Söhne ſeyen wieder da, verbreitete ſich ſogleich durch die ganze Stadt. Viele Menſchen drängten ſich herbey, ihn zu begrüßen. „O Gottlob, rief mancher alte Freund, daß wir dich wieder ſehen! O wie gut, wie wunderbar iſt Gott! Und auch deine Söhne haſt du mit dir gebracht. Wir hielten ſie längſt für verloren. O wie ſchön und groß ſind ſie geworden! Die zarten Knäblein ſind

bereits Jünglinge. Wir können Gott nicht genug loben und preiſen!“

Luzius ging in ſein Haus, das man, in der Hoffnung, er werde dereinſt wieder kommen, Miethleuten eingeräumt hatte; es war aber während ſeiner langen Abweſenheit ſehr vergangen und ganz unanſehnlich geworden. Seine Handelsgeſchäfte hatten aufgehört; Niemand hatte ſich gefunden, ſie fortzuſetzen. Er hatte viel zu thun, das Haus wieder herzuſtellen, und ſeine Handlung, wobey ihm jedoch ſeine Söhne behülflich ſeyn konnten, wieder in Gang zu bringen.

Er begab ſich auf ſein Landgut. Auch dort wurden er und ſeine Söhne mit Jubel aufgenommen. Das ganze Dorf lief zuſammen. Die Leute, die ehemals den Verluſt der kleinen Knaben ſchmerzlich beweint hatten, vergoßen nun bey dem Anblicke der blühenden Jünglinge und ihres edlen Vaters Freudenthränen.

Auch hier hatte man Haus und Güter einſtweilen verpachtet. Das Haus fand Luzius ſehr baufällig, und er traf ſogleich Anſtalten, es von Innen und Außen zu erneuern. Von den Blumenbeeten des Gartens war nichts

mehr zu ſehen; man hatte auf den Beeten Kohl und Rüben angebaut. Nur der Baumgarten, den Luzius angelegt hatte, gewährte einen herrlichen Anblick. Die jungen Bäumchen, die er gepflanzt hatte, waren nun Bäume, mit weit ausgebreiteten Aeſten, die mit reichlichem Laube und unzähligen Blüthen prangten.

Ein Jahr verfloß dem Vater und den Söhnen unter anſtrengenden Beſchäftigungen. Jetzt ſtellte ſich wieder der Frühling in ſeiner vollen Pracht ein. Sie ſuchten, nach ihren Arbeiten in der Stadt und in der düſtern Schreibſtube, immer wieder Erholung auf dem Lande, ſchöpften da friſchen Athem und freuten ſich der Güte und Freundlichkeit Gottes im Anblicke ſeiner herrlichen Werke.

An einem ſchönen Frühlingsabende ſaßen beide Jünglinge auf einer Bank neben der Hausthüre. Der Vater hatte noch ein paar Briefe zu ſchreiben. Da ſahen ſie auf dem Fußwege, der nicht weit vor ihrem Hauſe vorbey und weiter hinein in das Dorf führte, einen fremden Wanderer, der ſich nach einer Nachtherberge umzuſehen ſchien. Er hatte ein langes, braunes Gewand an, hielt in ſeiner rechten Hand einen langen weißen Stab, und

unter seinem linken Arme ein Buch, und trug auf dem Kopfe einen großen, schwarzen Strohhut, der an beiden Seiten aufgeschlagen war. „Das ist ein frommer Klosterbruder, sagte Timotheus, oder gar einer der ehrwürdigen Väter aus irgend einem Kloster.“ „Er scheint in der Gegend ganz fremd zu seyn, sprach Philemon. Wir wollen ihn einladen, in unserm Hause zu übernachten. Das wird unserm Hause Segen bringen.“

Sie gingen auf ihn zu. Er aber streckte ihnen beide Arme entgegen, und rief voll der höchsten Freude: „Gott grüße euch, meine liebsten Söhne! O wie danke ich Gott, daß gerade ihr die zwey ersten Menschen seyd, die mir in diesem — eurem Wohnorte begegnen!“

„O unser geliebtester Lehrer! riefen Beide voll des lebhaftesten Entzückens, und eilten in seine Arme. O bester Vater Antonius! O welche Freude, dich wieder zu sehen!“ Sie hatten ihn, weil sie ihn bisher nur in der grünen Gärtnerkleidung gesehen hatten, in seiner Ordenstracht, die er nun wieder angelegt hatte, nicht gleich erkannt. „O wie wird unser Vater sich freuen! sagten sie, o komm doch sogleich mit uns zu ihm!“

Ein Jeder faßte einen ſeiner Arme, um ihn zu ihrem Vater zu führen. Der Vater war eben ſo hoch erfreut. Beide würdige Männer umarmten ſich unter Thränen des Dankes gegen Gott. Timotheus und Philemon nahmen dem geliebten Lehrer Hut, Reiſeſtab und Mantel ab, und führten ihn zum Sopha, damit er von der Reiſe ausruhen möge. „Setzt euch nur neben ihn!“ ſagte der Vater, und ſetzte ſich ihm gegenüber auf einen Seſſel.

„Und was macht unſer Freund Abdallah? ſprach jetzt Luzius, was macht ſeine Gemahlin, die fromme Elmine? Wird ihnen ihr Vorhaben, in unſer Land zu kommen, wohl gelingen?“

„Ich denke, ſprach Antonius, ſie befinden ſich wohl, und ich hoffe, ſie werden bald hier ſeyn. Es iſt aber ſchon über ſechs Wochen, daß ich ſie verlaſſen habe. Dies kam ſo: Wie ihr wißt, gehöre ich dem Orden des heiligen Franziskus an. Da war es mir nun die dringendſte Angelegenheit, eines unſrer Klöſter zu beſuchen, mich als noch lebend zu melden, wieder in den Orden einzutreten, und mit meinem Ordenshabit bekleidet zu werden. Ich bat daher unſern Freund Abdallah, mir zu

erlauben, früher abreiſen zu dürfen, als er ſeine Reiſe antreten wollte; welche Erlaubniß er mir denn auch, nach einigen Einwendungen, gab. Mit welcher Freude ich in dem Kloſter aufgenommen wurde, kann ich euch gar nicht beſchreiben. Meine Mitbrüder hatten ſeit der Nachricht, ich ſey in türkiſche Gefangenſchaft gerathen, nichts mehr von mir gehört, und hatten mich für todt gehalten. Mit groſſer Aufmerkſamkeit hörten ſie meine Erzählung, und [illegible]n und priesen Gott für Abdallah's und Elminens Bekehrung. Auch was ich ihnen von euch, meine lieben Söhne, und von eurem Vater erzählte, vernahmen ſie mit herzlicher Theilnahme und innigem Danke gegen Gott. Alle waren höchſt erfreut!"

„Indeß erinnerten ſich unter den Vätern des Kloſters nur die zwey älteſten, mich von Angeſicht gekannt zu haben; die Uebrigen waren alle erſt ſpäter in das Kloſter gekommen, und hatten nur von mir gehört. Die ehrwürdigen zwey Greiſe, mit ihren wenigen ſchneeweißen Haaren, der Guardian und der Senior des Kloſters, hatten deßhalb aus Allen die gröſte Freude, mich zu ſehen. Ich mußte, während ich erzählte, eben ſo zwiſchen ihnen

ſitzen, wie jetzt zwiſchen euch blühenden Jünglingen. Am Ende meiner Erzählung ſagten ſie mir zwey denkwürdige Worte, die auch ihr euch wohl merken müſſet.

Der Pater Guardian ſprach zu mir: „Erinnerſt du dich noch der Worte der heiligen Schrift, die ich dir zum Abſchied ſagte? „Habe deine Luſt an dem Herrn, und Er wird dir thun, was dein Herz begehrt.“ Dieſe Worte ſind gewißlich wahr. Denn wer Gott liebt, begehrt nichts Eitles oder Unrechtes. Du hatteſt ein groſſes Verlangen, zur Bekehrung der Ungläubigen beizutragen, und dieß hat nun Gott durch dich gethan.“

Der Senior des Kloſters ſprach: „Ich habe damals, als du dich auf den Weg machteſt, dir geſagt: „Empfiehl Gott deine Wege, und Er wird es wohl machen.“ Auch dieſer Spruch ging in Erfüllung; Gott hat, trotz aller Widerwärtigkeiten, am Ende Alles wohl gemacht.“

„Und nun, ſprach Antonius, fehlt nichts mehr, daß meine Freude vollkommen ſey, als unſern Freund Abdallah und ſeine fromme Gemahlin Elmine hier zu ſehen, die auch, ſo Gott will, gewiß recht bald hier ankommen werden.“

Da es bereits ziemlich ſpät — und Anto-

nius sehr ermüdet war, genoß er nur noch Einiges Wenige zur Abendmahlzeit, und begab sich dann zur Ruhe.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Das Wiedersehen.

Am folgenden Morgen sprach Antonius zu Luzius und dessen Söhnen: „Vielleicht wird Euch noch heute eine große Freude zu Theil. Wenn Alles nach Wunsch geht, und keine besondere Hindernisse dazwischen kommen, so werden Abdallah und Elmine heute Abend hier eintreffen. Ich war unschlüssig, ob ich es Euch sagen solle oder nicht, weil Euch für heute die Freude denn doch könnte vereitelt werden. Indeß halte ich es für das Beste, in Allem gerade und aufrichtig zu handeln.“ Luzius und seine Söhne waren schon über die Hoffnung, vielleicht heute noch ihre theueren Freunde zu sehen, voll Entzücken.

Bald nach Tische und lange bevor es Abend wurde, sagten die beiden Jünglinge: „Nun

wollen wir alle unſern geliebten Gäſten entgegen gehen!“ „Sehr wohl, meine Söhne! ſprach der Vater. Geht beide; ich werde ſpäter nachkommen. Ich will indeß bey unſerm lieben Freunde bleiben. Er iſt von ſeiner Reiſe zu ermüdet, um weit zu gehen, und ſo allein kann ich ihn doch nicht hier zurücklaſſen.“

Beide Jünglinge eilten fort. Sie waren ſchon über eine Stunde weit gegangen, immer in die Ferne blickend, ohne Jemand zu ſehen, als hie und da einen Landmann, der aus der Stadt kam, ihnen aber von fremden Reiſenden nichts zu ſagen wußte. Endlich rief Timotheus: „Dort kommt ein leichtes, zweiſitziges Kütſchchen, in dem ein Herr und eine Dame ſitzen. Das ſind ſie vielleicht!“ „Ach nein, ſagte Philemon, das ſind, ihrer Tracht nach, vornehme ungariſche Edelleute.“

Das Fuhrwerk kam näher. Da rief die Frau auf einmal: „Timotheus! Philemon! O ihr meine geliebten Kinder!“ Es war Elmine. Auch Abdallah rief ihnen zu: „Seyd mir gegrüßt, meine lieben Söhne!“ Er befahl dem Kutſcher zu halten, und ſprach zu Elminen: „Wir wollen ausſteigen, und den noch übrigen Weg zu Fuße zurücklegen.“ Beide ſtiegen aus,

und begrüßten die zwey Jünglinge so freundlich, als nur immer die zärtlichsten Eltern ihre geliebten Söhne beim Wiedersehen begrüßen können. „Wie befindet sich euer Vater?“ sagte Abdallah. „Ist Antonius glücklich angekommen?“ fragte Elmine. „O ja, antworteten die erfreuten Jünglinge; beide könnten sich gar nicht besser befinden. Sie sind voll Freude, sich wieder zu sehen, und erwarten auch euch mit eben so großem Entzücken.“

Timotheus fragte Abdallah: „Hat der Sultan dich doch entlassen?“ „Sehr ungern, erwiederte Abdallah, jedoch sehr gnädig. Auch erlaubte er mir, eine Reise in christliche Länder zu machen. Er beschenkte mich auch noch, um, wie er sagte, meine getreuen Dienste zu belohnen, mit einem Ehrensäbel.“

Philemon fragte Elmine: „Wie seyd ihr denn zu der prächtigen ungarischen Kleidung gekommen?“ „Hast du denn, sprach sie, jenen geschickten Gesellen vergessen, der euch Brüder und euren Vater so trefflich gekleidet hat? Mein Gemahl kaufte ihn. Nachdem er ein paar Monate in unserm Hause gewesen, und ich von seiner Treue und Redlichkeit mich überzeugt hatte, gab ich ihm den Auftrag, ungarische Kleider für Ab-

dallah und mich zu verfertigen. Darüber sprang er vor Freude hoch auf.“ „Dieser Euer Auftrag, sagte er, erfüllt mich mit den seligsten Hoffnungen. Ich sehe daraus, daß Ihr Euch nun bald frei und öffentlich zur christlichen Religion bekennen werdet.“ „Wohl, sprach ich, allein das muß für jetzt noch ein Geheimniß bleiben.“ „Das versteht sich, sagte er; ich werde deßhalb in meinem kleinen Stübchen bey verschlossener Thüre arbeiten. Ich habe, sagte er, gestern Abends, als ich bey der Mahlzeit auftrug, in der Eile eine schöne große Schüssel von dem feinsten Porzellan auf den Boden fallen lassen, daß sie in Stücke zerbrach. Sagt nun, ich habe deßhalb Zimmerarrest.“ So sprach der etwas leichtsinnige junge Mensch. Ich wollte dies nicht sagen. Allein die Leute im Hause meinten dennoch, er sey wegen dieses Fehlers eingesperrt worden, und ich — hielt es nicht für klug, ihnen diese irrige Meinung zu benehmen.“ Er brachte die Kleider ganz vortrefflich zu Stande. Wir wollten ihn mit uns nehmen; er wollte aber lieber zu seinen alten Eltern zurückkehren. Wir gestatteten es ihm und versahen ihn mit Reisegeld. Darüber vergoß er Freudenthränen, und reiste an dem nächsten Tage ab.“

Timotheus fragte Abdallah: „Habt Ihr mit Eurer Gemahlin die weite Reiſe ſo ganz allein gemacht?“ „O nein, ſprach Abdallah; der treffliche Hauptmann Omar, der nun auch ein Chriſt iſt, begleitete mich.“ „Aber, fragte Philemon Elminen: „Was macht denn die gute Kammerfrau Zerine, die ſo viele Liebe gegen uns gezeigt und ſo viele Mühe mit uns gehabt hat, als wir noch kleine Knaben waren?“ „Auch ſie iſt bey mir, ſagte Elmine; auch ſie iſt nun eine Chriſtin.“

Die Jünglinge fragten nach einigen andern chriſtlichen Sklaven und Sklavinnen, die ſich vor den übrigen durch chriſtliche Geduld und Ergebung in ihrem Sklavenſtand ausgezeichnet hatten, und auch den beiden Brüdern immer mit großer Freundlichkeit begegneten, und ihnen viele Gefälligkeiten erwieſen. „Einige von ihnen, ſagte Abdallah, haben wir mit uns genommen. Sie wollten freiwillig in unſern Dienſten bleiben. Den Uebrigen, die ſich in ihr Vaterland, zu ihren Eltern oder Verwandten zurückſehnten, habe ich die Freiheit geſchenkt, ſie mit allem Nöthigen zur Reiſe verſehen, und ihnen Gelegenheit verſchafft, ſicher in ihre Heimath zu gelangen.“

Elmine erzählte, daß die junge türkiſche Sklavin Orma, die immer und vor allen Andern die größte Liebe, Treue und Anhänglichkeit zu ihr gezeigt hatte, nun auch den chriſtlichen Glauben angenommen habe und auch mitkomme. Sie hatte bey der Taufe den Namen Rhode, jener treuen Magd in der Appſtelgeſchichte, erhalten.

„Aber, fragte Timotheus, wo habt ihr denn alle dieſe lieben Leute gelaſſen? Warum ſind ſie nicht bey euch?“ Elmine ſagte: „Wir haben in der Stadt, wo wir geſtern übernachteten, ihnen geſagt, ſie ſollen dort bleiben, bis wir ihnen weitere Nachricht geben würden. Ich fürchtete, wenn wir ſo viele Leute mitbrächten, euren guten Vater und auch euch in Verlegenheit zu ſetzen.“ „O ja wohl, ſagte Abdallah, wenn ein ſolcher Trupp Leute ein Haus plötzlich überfiele, das wäre ja wie im Krieg!“

„O ſorgt nicht, ſprachen die Jünglinge, es fehlt uns eben nicht an Raum. Wir hätten ſchon zurecht kommen wollen; indeß wird es ſich jetzt um ſo leichter machen laſſen.“

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Abendmahlzeit.

Unter diesen und dergleichen Gesprächen näherten Abdallah und Elmine sich, von beiden Jünglingen begleitet, dem Dorfe. Als sie nur noch eine Viertelstunde dahin hatten, kamen Luzius und Antonius ihnen entgegen. Abdallah und Luzius umarmten sich mit großer Rührung; Elmine bot ihrem Freunde Luzius die Hand. Beide, Abdallah und Elmine, nahmen ihn in ihre Mitte und redeten auf das Freundlichste und Lebhafteste mit ihm. Sie hatten sich einander so Vieles zu erzählen, daß sie an kein Ende zu kommen, ja kaum anzufangen wußten. Antonius ging in der Mitte beider Jünglinge. Sie erzählten ihm voll Freude Alles, was sie von Abdallah und Elminen vernommen hatten, und Antonius, der Vieles davon noch nicht wußte, weil er die Türkey schon vor einigen Wochen verlassen hatte, war hoch erfreut.

Als sie alle bey dem Landhause ankamen, sprach Luzius zu Abdallah und Elmine: „Der

Friede Gottes komme mit Euch in dieſes Haus, und bleibe immer darin! — Dieſe Wohnung iſt freilich nur klein und gering, im Vergleich mit dem großen, herrlichen Palaſte, den Ihr aus Liebe zu Gott und zu Chriſtus verlaſſen habt. Doch alles, was ich habe, ſteht Euch zu Gebot. Wir wollen, in chriſtlicher Liebe und mit Dank gegen Gott, die milden Gaben, die Er uns verleiht, genießen. Ich denke, wir werden hier recht zufrieden und vergnügt zuſammen leben.“

„Gewiß, ſagte Antonius. Die Maueren von Marmor und die mit Gold und ſeidenen Tapeten verzierten Wände machen es nicht aus. Sie können uns die Ruhe des Herzens und die rechte Seligkeit, die nur in Gott zu finden iſt, nicht geben. Mancher Arme lebt in ſeiner Hütte vergnügter und zufriedener, als viele Reiche in dem prachtvollſten Palaſte.“

Sie traten in das Haus; der Tiſch ſtand bereits gedeckt. Elmine betrachtete die runde, zierliche Tafel mit Vergnügen, rief aber: „Warum nur vier Gedecke? ſpeiſen Timotheus und Philemon nicht mit uns!“ Beide ſagten: „Es macht uns Freude, und wir rechnen es uns zur großen Ehre, unſere zweite Mutter und ihren Gemahl, unſern großen Wohlthäter, bey Tiſche bedienen

zu dürfen. Wir laſſen es uns nicht nehmen, die Aufwärter zu machen.“ Sie waren auch bey dieſem Geſchäfte ſo aufmerkſam, ſo gewandt und flink, ſo gefällig und freundlich, daß der Paſcha geſtand, bey all ſeiner ehemaligen Macht und Herrlichkeit ſey er von ſeinen zitternden Sklaven nie ſo gut bedient worden. „Die Liebe geht über Alles, ſprach Antonius; was blos aus Furcht und Zwang oder um des Geldes willen geſchieht, iſt nichts. Es macht den Herren und den Dienern nur gar zu oft Unbehagen und Verdruß.“

Als die Mahlzeit zur Hälfte vorüber war, ſprach Elmine: „Nun kann ich es aber nicht mehr länger ertragen, euch, meine lieben Söhne, als Aufwärter und Bediente daſtehen zu ſehen. O kommt, ſetzt euch zu Tiſche! Es iſt Raum genug an der Tafel und auch Speiſen ſind noch im Ueberfluſſe vorhanden.“ „Ja, ſagte Abdallah; du Timotheus, ſetze dich hieher, zwiſchen mich und deinen Vater!“ „Und du, lieber Philemon, ſprach Elmine, nimm hier zwiſchen mir und unſerm Lehrer Platz!“ Sie weigerten ſich und ſagten: „O, wir ſind ſchon von der Freude ſatt; es iſt uns gar nicht um das Eſſen.“ Elmine ſprach: „Es iſt ſchön, wenn der Menſch höhere Freuden kennt, als

Speis und Trank; doch werden auch die Freuden der Tafel erhöht durch Dank gegen Gott und Gastfreundlichkeit!“ Antonius sprach das einzige Wort: „Gehorcht!“ Und nun setzten sich Beide augenblicklich an den Tisch. Elmine legte dem Philemon, Abdallah dem Timotheus vor, und beide aßen.

Auf der Tafel stand auch in zierlichen Gefäßen Wein. Abdallah und Elmine aber tranken während der Mahlzeit nur Wasser. „Nun, sagte Luzius, indem er eine versiegelte Flasche öffnete, müßt ihr wenigstens doch diesen Wein kosten! Dieser Wein da ist ein gar köstliches Gewächs; er ist aus Tokay. Wir pflegen ihn deßhalb, wie Ihr seht, nur aus kleinen Gläschen zu trinken. Trinkt einmal mit uns, sprach er lächelnd, sonst muß ich Euch noch für Türken halten.“ „Nun, so will ich denn trinken, sagte Abdallah. Es ist das erste Mal, daß ich Wein trinke. Denn, wie Ihr eben bemerktet, hat der Prophet Mahomed den Türken den Wein ganz und gar verboten.“ Abdallah trank und leerte sogleich das ganze Gläschen. Elmine netzte blos die Lippen. Abdallah gestattete aber gern, daß Luzius noch einmal einschenke. „Unter vielem Andern, sagte Abdallah, was ich diesem falschen

Propheten nicht verzeihen kann, iſt nunmehr auch dies, daß er den Türken ein ſo köſtliches Getränk verboten hat.“

Antonius, der in Allem eine ſehr billige Denkungsart hatte, ſprach: „In dieſem Stücke möchte ich dem Mahomed nicht ganz Unrecht geben. Er hatte zu dieſem Verbote ſehr wahrſcheinlich ſeine guten Gründe. Für die Türken, und — wenn ihr es mir nicht übel nehmen wollt! — für ein ſo rohes Volk, wie damals die Türken waren, ſcheint mir ein ſolches Verbot ſehr heilſam. Ach, der Wein und auch andere ſtarke Getränke, im Uebermaße genoſſen, haben ſchon großes Unheil angerichtet. Mancher Säufer hat ſich um Vermögen, Geſundheit und Leben gebracht. Auch verleitete der Rauſch ſchon viele Menſchen zu den abſcheulichſten Handlungen, ſogar zu Mordthaten. Freilich ſollte es des äußerlichen Zwanges, eines unbedingten Verbotes, nicht bedürfen. Bey Menſchen, die einmal zur Vernunft und zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen ſind, und die ſich ſelbſt beherrſchen können, wäre ein ſolches Verbot auch unnöthig, ja ſehr hart. Allein einem Trinker, der ſich nicht zu mäßigen weiß, wüßte ich keinen beſſern Rath zu geben, als dem Weine und derley Getränken ganz zu entſagen,

und das Weinhaus oder die Branntweinstube gar nicht mehr zu betreten.“

„Nun, nun, sprach Luzius, für Euch wäre ein solcher Rath ganz gewiß überflüssig.“ Er wollte ihm noch einmal einschenken. Allein Antonius bedeckte das Glas mit der Hand, und sagte: „Es ist genug. Euch aber, meine Freunde, will ich nicht wehren, diese Flasche auszutrinken. Laß aber, lieber Luzius, die zweite und dritte dort wieder in den Keller bringen.“ Antonius mußte sich jedoch auf vieles Zureden noch auf ein halbes Gläschen einlassen. Sie tranken die Flasche aus, und Abdallah wurde von dem wenigen Weine, weil er noch nie Wein getrunken hatte und ihn nicht gewohnt war, sehr fröhlich.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Rückblicke.

„Nun, sprach Antonius, erlaubt mir aber auch ein ernstes Wort! — Ich habe es mir mein Leben lang zum Geschäfte gemacht, über die We-

ge der göttlichen Vorsehung nachzudenken. Und so habe ich denn auch über unsere Geschichte viel nachgedacht. Laßt euch einmal erzählen, was ich herausgebracht habe. Ich will von mir selbst anfangen.“

„Ich trat als ein junger Studirender in den Orden, den der heilige Franziskus, dieser wunderbar erleuchtete Mann, gestiftet hat, — einen Orden, der, wie ich denke, viel Gutes wirkt und viele Herzen Christo dem Herrn zuwendet. Allein es wollte mir anfangs gar nicht gefallen, daß man mir in dem Kloster die Gartenarbeit anwies. Ich wollte höher hinaus. Ich hätte lieber den Garten Gottes, den Weinberg des Herrn angebaut. Ich brannte von Begierde, die Heiden zu bekehren. Endlich wurde mein Wunsch einiger Massen erfüllt. Ich wurde ausgesendet, in jenen Gegenden an der Gränze Ungarns, wo großer Mangel an Geistlichen war, das Evangelium zu predigen. Allein die Türken ergriffen mich und führten mich hinweg in die Sklaverei. Das hielt ich nun für das größte Unglück meines Lebens. Allein wie gut war es nun für mich, daß ich von dem trefflichen Klostergärtner die Gärtnerei erlernt hatte! Sie bewirkte, daß ich viel milder als andere Sklaven

behandelt wurde. Aber das war das Wenigste. Meine Kunst, Blumen zu ziehen und Bäume zu pflanzen, ward die Veranlassung, daß ich zwey schönere Blumen, zwey hoffnungsvollere Bäumchen — jene zwey lieblichen Knäblein in Obhut und Pflege nehmen konnte. Ja, nur als Gärtner konnte ich in den Palast des Pascha, ohne Aufsehen zu erregen, eingeführt und der Religionslehrer dieser vortrefflichen Frau — und in der Folge auch ihres Gemahls werden. Ach, wie hätte ich damals, als ich in dem Klostergarten, oft nicht ohne Mißmuth, das Gartenmesser ergriff oder die Schaufel in die Hand nahm, auch nur ahnen können, eben diese seyen die Werkzeuge, mit denen ich armer Mensch es so weit bringen werde, einen Pascha, den allgewaltigen Statthalter des Großherrn, den Befehlshaber mächtiger Kriegsheere, in der christlichen Religion zu unterrichten. So wunderbar sind Gottes Wege; so wunderbar weiß Er durch geringe Mittel ein großes Ziel zu erreichen!“

„Du, liebster Luzius, hattest einen großen Jammer, als dir deine lieben Kinder geraubt wurden. Es mußte dir äußerst schwer fallen, selbst gefangen und auf dem Sklavenmarkte zum Verkaufe ausgestellt zu werden. Allein eben

dort haſt du deine verlornen Kinder wieder gefunden. Die Sklavenfeſſeln wurden dir abgenommen! In dem Palaſte des Paſcha lernten wir uns kennen, und knüpften die ſchönſten Bande — das Band wahrer chriſtlicher Freundſchaft. Die liebevolle Wohlthäterin deiner armen Kinder wurde auch die Wohlthäterin des Vaters. Wir verlebten dort ſelige Tage. Zwar kamen noch große Leiden über dich. Du wurdeſt in einen ſchauerlichen Kerker geworfen; du ſtandeſt ſchon auf der Richtſtätte; das Schwert des Todes war ſchon über dich geſchwungen! Durch deine Kinder hat Gott dich errettet. So groß deine Leiden geweſen, deine Freude wurde doch noch größer und iſt es noch jetzt. Gott führt in die Grube und wieder heraus. Er weiß im rechten Augenblicke zu helfen. Er leitet denen, die Ihn lieben, Alles zum Beſten!“

„Und ihr, meine Söhne, ihr, geliebten Zwillingsbrüder! — was ſoll ich von euch ſagen? An euch und durch euch hat Gott große Dinge gethan. Er ſchuf euch einander ſo ähnlich; Er gab euch die einander ganz gleiche und liebliche Geſtalt, die Aller Augen auf euch zog, und euch die Herzen der Menſchen gewann. Er hatte, als man euch in das Haus des Sklavenhänd-

lers brachte, mich ſchon vorausgeſchickt, damit ich dort in jenem ſchönen Garten euer Religionslehrer würde, und euch Gott und Jeſus Chriſtus noch näher kennen lehrte. Und wer hat es ſo gefügt, daß Elmine, dieſe große Kinderfreundin, keine eigene Kinder hatte; daß ſie, als euch der Sklavenhändler auf dem Marktplatze verkaufen wollte, eben an das Fenſter trat; und daß ſie, als ihr ſchmerzlich weinend Abſchied nehmen ſolltet, ſo gerührt ward, — und den armen verlaſſenen Knäblein eine zweite Mutter wurde? Alles dieſes geſchah durch Gottes Leitung. Gott hat, als man euren geliebten Vater hinrichten wollte, euch die Freudigkeit und den Muth verliehen zu der Bitte, mit ihm hingerichtet zu werden. Er hat euch die rechten Worte in den Mund gelegt. Euer Anblick, eure vereinten kindlichen Bitten — über Alles aber ein Lichtſtrahl von Oben — hat das Herz des mächtigen Gebieters gerührt, ihm ein ſo großes Heil wiederfahren laſſen, und uns Allen unausſprechliche Freude bereitet!“ „Ja, rief Antonius mit hoher Rührung, mit leuchtenden Blicken und gefalteten Händen: Du großer, allmächtiger, barmherziger Gott, der Du Himmel und Erde geſchaffen und alle unſere Haare gezählt haſt,

der Du die ganze Welt regiereſt und alle Dinge leiteſt, Du, ohne Deſſen Wiſſen und Willen kein Vögelein vom Dache, kein Haar von unſerm Haupte fällt, Du haſt es ſo geſchehen laſſen, daß dieſe Söhne aus ihrem väterlichen Hauſe entführt, und in ein entferntes Land gebracht worden. Nicht durch den Anſchlag jenes Böſewichts, ſondern durch Deinen Rathſchluß ſind ſie dorthin gekommen; er ſelbſt mußte, wider Wiſſen und Willen dazu beiträgen, daß Dein Wille erfüllt werde! Du haſt aus den weiſeſten und liebevollſten Abſichten, Vater und Kinder getrennt, um uns Alle hier zu vereinigen, im Glauben an Dich und an Denjenigen, den Du zu unſerm Heile in dieſe Welt geſandt haſt, an Jeſus Chriſtus! Dir ſey inniger, unausſprechlicher, ewiger Dank! O verleih, daß wir Alle in Glaube und Liebe Ein Herz und Eine Seele bleiben! daß wir einſt im Himmel Dir ewig danken! Dir ſey Dank, Anbetung, Lob und Ehre und Preis und Ruhm in alle Ewigkeit!“

Alle hatten die Hände gefaltet, und jedes Wort klang in ihrem Herzen nach. Voll Andacht und mit Thränen in den Augen ſagten Alle: „Amen.“ Mehr ließ die Empfindung

ſie nicht ſagen. Ihr Mund vermochte nicht auszuſprechen, was ihr Herz empfand. Sie gingen ſtillſchweigend aus einander, und begaben ſich zur Ruhe.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Ein Dankfeſt.

Am folgenden Tage ſtanden Alle ſehr frühe auf. Die Freude ließ ſie nicht länger ſchlafen. Sie verſammelten ſich in dem Saale, in den der reine, helle Morgenhimmel herein leuchtete, und den ſchönſten Frühlingstag verkündete. Sie brachten ihr Gebet Gott zum Morgenopfer dar. Hierauf gingen ſie hinaus in das Freie, um der friſchen Frühlingsluft und des Wohlgeruches der Blumen zu genießen, und die Sonne aufgehen zu ſehen.

Abdallah ging ſtillſchweigend und mit forſchenden Blicken umher, um die Gegend in Augenſchein zu nehmen. „Warum beſiehſt du Alles gar ſo genau? fragte Elmine. Gefällt dir das alte Bauernhaus da drüben ſo wohl, daß

du es so aufmerksam betrachtest?“ „Nicht das Haus, sprach Abdallah, sondern der Platz, worauf es steht.“ Er rief Luzius herbei, der eben seine Blumen dem Gartenfreunde Antonius zeigte, und sprach zu ihm: „Dieses Haus gedenke ich zu kaufen. Ich werde dem Bauer, der es bewohnt, so viel dafür bezahlen, daß er sich anderswohin ein anderes, neues und viel besseres Haus bauen kann. Die alte, baufällige Hütte werde ich dann niederreißen, und mir da, gerade deinem Hause gegenüber, eine Wohnung bauen lassen. Wir sind dann Nachbarn. Nur der schöne, grüne Rasenplatz mit den Blumenbeeten und den schattigen Fruchtbäumen liegt dann zwischen uns, und ich denke, wir werden wohl gute Nachbarschaft halten. Mein Haus soll ganz so werden, wie das Deinige. Beide Häuser sollen einander so gleich sehen, wie deine Söhne. Wenn wir alternden Leute einmal die Augen schließen, so soll das Haus deinen Söhnen, diesen jungen Männern und ihren künftigen Familien überlassen bleiben. Ich denke, die Wahl zwischen den ganz gleichen Häusern werde ihnen nicht schwer fallen, und auch sie werden die besten Nachbarn seyn.“ Was Abdallah sagte, ging in der Folge in Erfüllung.

Noch vor Tiſche machte die ganze Geſellſchaft dem Pfarrer des Ortes einen Beſuch. Sie trafen ihn in ſeinem kleinen Gärtchen. Der alte Mann begrüßte Abdallah und Elminen ſo freundlich als ehrerbietig. Mit Antonius war er aber ſogleich vertrauter, und ſchüttelte ihm kräftig die Hand. Nachdem die Geſellſchaft eine Weile geblieben war, ſagte Luzius: „Die zwey geiſtlichen Herren haben ſich wohl Manches zu ſagen, das nicht für uns Laien iſt. Wir wollen uns entfernen; der Herr Pfarrer iſt aber heute Mittag mein Gaſt.“

Sie gingen; Antonius blieb, und ſagte zu dem Pfarrer: „Herr Luzius hat allerdings Recht. Ich habe zwey Bitten vorzubringen. Luzius bekommt heute noch mehrere Gäſte, für die er kaum Raum haben wird; für mich aber iſt es ſchicklicher in einem geiſtlichen Hauſe zu wohnen. Ich bitte daher nur um ein kleines Kämmerlein, wo ich für mich allein ſeyn kann. Meine andere Bitte beſteht darin: Dieſer vornehme Türke und ſeine Gemahlin, und alle die Türken und Türkinnen, die mit ihnen kommen, ſind nunmehr Chriſten. Morgen werden ſie die Kirche beſuchen — und da wäre es doch wohl ſchicklich, in der Kirche ein klei-

nes Dankfeſt anzuordnen.“ „Ein recht großes, rief der Pfarrer, ein ſo großes, als es dahier nur immer möglich iſt! Freilich, freilich, heute iſt es ſchon Samſtag, und morgen Sonntag. Das iſt ſehr kurz angeſtellt. Doch, mein Meßner und ich werden dennoch thun, was nur immer in unſern Kräften ſteht. Das Nöthigſte iſt ein feierliches Hochamt!“ Er lud Antonius ein, es zu halten. Antonius verſprach es, und empfahl ſich. Der Pfarrer aber eilte, ſo ſchnell als es ſeine alten Füße vermochten, zu ſeinem Meßner, um die nöthigen Anſtalten mit ihm zu verabreden.

Auf den Abend gab es bey Luzius neue Freuden, neue freundliche Begrüßungen. Abdallah's und Elminens Gefolge, lauter chriſtliche Freunde, kamen an. Der Hauptmann Omar und zwey Diener waren zu Pferd und noch türkiſch gekleidet. Zerine, Orma und noch zwey Dienerinnen, nach ungariſcher Art gekleidet, ſaßen in Abdallah's ſchwerem Reiſewagen, dem ein paar Packwagen folgten. Abdallah hatte das leichte Kütſchchen blos gemiethet, um noch an dem beſtimmten Abende einzutreffen.

Am folgenden Morgen begaben ſich Alle zur Kirche. Die ganze Gemeinde war ſchon

lange vor der Zeit in der Kirche verſammelt; die Leute hatten vernommen, welche vornehmen Gäſte angekommen ſeyen. „Ein Paſcha, hieß es, ſeine Frau und ſeine Dienerſchaft, lauter Türken, die Chriſten geworden ſind! Das iſt ein großes Wunder.“

Der Pfarrer, in ſeinen ſchönſten Chorkleidern, bot Abdallah und Elmine am Portale der Kirche nach altem Gebrauche das Weihwaſſer. „Es iſt, ſprach Antonius, der neben dem Pfarrer ſtand, zur Erinnerung an das Taufwaſſer und an das Taufgelübde. So oft wir in die Kirche treten, ſollen wir allzeit den Vorſatz erneuern, Alles zu halten, was wir bey der Taufe gelobt haben.“

Die ländliche Kirche prangte mit grünen Maien, der Altar war mit Blumen geſchmückt. Ein ſilbernes Kruzifix und ſechs brennende Kerzen auf zierlichen Leuchtern ſtanden auf dem Altare. Ein großes, ſchönes Gemälde diente dem Altare zur großen Zierde; auch an den reinen weißen Wänden erblickte man ſchöne Gemälde. Luzius hatte die Kirche neu bauen laſſen, und ſeine ſelige Frau hatte ſo viel auf die Kirchenzierde verwendet.

Elmine blieb einige Augenblicke verwundert

ſtehen, und betrachtete die Kirche. Sie hatte, außer jenem Zimmer, das zu einer Hauskapelle eingerichtet worden, noch keine chriſtliche Kirche geſehen. „So ſehen alle chriſtlichen Kirchen aus, ſagte Luzius; nur ſind die Domkirchen großer Städte viel prächtiger, aber in der Hauptſache dieſer ähnlich.“ Denn damals waren alle chriſtlichen Kirchen, in Ungarn und Deutſchland, noch lauter katholiſche Kirchen.

Der Pfarrer führte Abdallah, Elmine und Luzius zu einem Betſtuhle, der, mit rothem Tuche bedeckt, vor dem Altare ſtand. Antonius hatte ſich indeß in die Sakriſtey begeben. Jetzt trat er in reichem, mit Gold verziertem Ornate aus der Sakriſtey. Timotheus und Philemon traten vor ihm her, indem ſie es ſich zur Ehre rechneten, als Miniſtranten am Altare zu dienen. Der Weihrauch wurde in das Rauchfaß eingelegt, und lieblich duftende Weihrauchwolken ſtiegen empor. „So, ſprach Luzius, ſoll unſer Gebet zum Himmel emporſteigen.“

Als der Prieſter am Altare die heilige Handlung anfing, erhob ſich ein lieblicher Geſang. Dann betete das Volk wieder ſtille. Ueber eine Weile ertönte der Geſang wieder. Und ſo ab-

wechſelnd. Elmine, auch Abdallah und alle Anweſende waren voll Andacht.

Zuletzt ſtimmte der Prieſter das hohe „Te Deum“ an: „Herr, Gott, wir loben Dich!“ und die ganze Gemeinde fing nun an, den herrlichen Lobgeſang mit lauter Stimme zu ſingen.

Als die Geſellſchaft, nach dem Schluſſe der Andacht, aus der Kirche trat, ſprach Abdallah: „Unſer ganzes künftiges Leben ſoll ein Lobgeſang ſeyn: O Gott, wir loben Dich!“